

Cultur- und Sittenbilder

aus

Steiermark.

Skizzen, Studien und Beiträge zur Volkskunde

von

Dr. Anton Schlossar.
Scriptor der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz.



Graz 1885.

Verlag von Friedrich Goll.

Druckerei „Leykam", Graz.

Vorwort.

Die nachstehende Sammlung von Aufsätzen, Skizzen und Studien bietet eine Reihe von mir früher einzeln veröffentlichter Arbeiten, welche zumeist die Volkskunde und Ethnographie Steiermarks betreffen. Alle diese Aufsätze wurden nun ganz umgearbeitet und größtentheils erweitert, hier aber derartig aneinandergereiht, daß in den ersteren von Seite 1—77, die Folge der Zeit im Jahreslaufe eingehalten erscheint, in welcher die bezüglichen Spiele, Gebräuche u. dgl. in Uebung sind oder waren. Die Anfügung der übrigen geschah ebenfalls in möglichst übersichtlicher Weise. Dem Freunde der Volkskunde und dem Verehrer unseres schönen Alpenlandes überhaupt hoffe ich keine ganz unwillkommene Gabe zu bieten und manchen neuen Beitrag zur Geschichte unserer volksthümlichen dramatischen Poesie sowie zur Kenntniß von Sitten und Gebräuchen im Lande mit den nachfolgenden Blättern geliefert zu haben. Meine Quelle war stets das Volk selbst, welches diese Skizzen behandeln, sei es auf Grundlage eigener Wahrnehmung oder unzweifelhaft authentischer Aufzeichnungen, welche mir von gewissen, dem Gegenstande Näherstehenden, längst durch ihre Namen hervorragend bekannten Gewährsmännern zu Theil geworden sind. Zu letzteren zähle ich insbesondere den im Sammeln und Aufbewahren alter Volksüber=

lieferungen unermüdlichen hochw. Herrn Anton Meixner in Gabersdorf, den hochw. Herrn Dechant Simbürger in Schöder und den hochw. Herrn Pfarrer Schänzl in Schäffern. Auch von anderer Seite jedoch wurde mir freundliche Unterstützung zu Theil und ich muß allen genannten und ungenannten Förderern dieser und ähnlicher von mir fortgesetzt betriebener Arbeiten meinen besonderen Dank an dieser Stelle ausdrücken.

Es dürfte in den Rahmen des Ganzen passen, wenn ich das Lebensbild des leider so ganz vergessenen Dichters Franz Dirnböck nebst einigen Proben seiner gemüthvollen Poesien, nach Mittheilungen, die mir durch die Familie des Verewigten geworden sind, sowie einige Volksmärchen beifüge, welche dem steirischen Boden entstammen.

Damit möge dieses Büchlein dem freundlichen Leser als eine Gabe, die zur Kunde über das Volk Steiermarks manchen bisher nicht bekannten Beitrag enthält und vielleicht auch anregend und unterhaltend wirkt, geboten sein.

Besonders dankbar wäre ich, wenn der Eine oder Andere, welcher das Bändchen zur Hand nimmt und Einzelnes aus dem Leben des Volkes beobachtet oder wohl gar aufgezeichnet hat, mir darüber Mittheilung zukommen lassen würde.

Graz, im Herbste des Jahres 1884.

Dr. Anton Schlossar.

Ein Dreikönigsspiel im steirischen Wechselgebiete.

Wie für mehrere der hohen Festzeiten des Jahres, so haben sich auch für den Tag, welcher nach der Bestimmung der katholischen Kirche den „heiligen drei Königen", den Weisen aus dem Morgenlande, die dem Christuskinde nach seiner Geburt ihre Gaben darbrachten, geweiht ist, an vielen Orten Deutschlands und darüber hinaus besondere Gebräuche erhalten, welche theils christlichen Ursprunges sind, theils in ihren Grundzügen auf Uebungen aus der vorchristlichen Zeit hinweisen. Vielfach finden sich Spuren jener Festlichkeiten, die in grauer Vorzeit der Periode der Wintersonnenwende gelten, auf den Dreikönigstag verlegt. Ja dieser Tag war in vielen deutschen Gebieten einst geradezu der deutschen Göttin Perchta geweiht, unter welcher wir uns die segenspendende oberste weibliche Gottheit zu denken haben, welche Sonnenschein, Regen und alle Naturkräfte in ihrer Gewalt hat und auch als Frau Holle, Holda, Hulda bis heutigen Tages eine unserer Sage und Volksanschauung sehr geläufige Gestalt geblieben ist. An diesem

Tage wurde viel heiteren Mummenschanzes gepflogen und in England finden heute noch verschiedene Festlichkeiten an dem Dreikönigstage statt, welcher daselbst der zwölfte (twelfth-day, nämlich vom Christfeste an gerechnet) genannt wird, eine Bezeichnung, welche an diejenige der zwölf „Rauhnächte" oder „Rauchnächte" in Steiermark erinnert. In den Niederlanden ist das Mahl des „Bohnenkönigs" auf diesen Zeitpunkt verlegt und die damit im Zusammenhange stehenden Festgebräuche, in Norddeutschland und in den meisten Theilen Süddeutschlands aber ist die christliche Anschauung vollständig durchgedrungen, und die „drei Könige mit ihrem Stern" ziehen mehr oder minder feierlich von Haus zu Haus, bald fromme Sprüche recitirend, bald auch führen sie förmliche kleine Spiele auf, die an die Geburt Christi und an den darauf erfolgten Besuch der drei Könige an der Krippe erinnern. Zumeist sind es jüngere Leute, oft Kinder, welche einfach genug als Könige costumirt auftreten, unter denselben befindet sich gewöhnlich ein Mohr mit geschwärztem Gesichte, der den Mohrenkönig der biblischen Ueberlieferung repräsentirt. Da diese Spiele auf ein mitunter Jahrhunderte langes Alter hinweisen und in der That Stücke enthalten, welche nachweisbar mit Theilen ähnlicher Spiele des späteren Mittelalters correspondiren, so haben sie ein besonderes cultur- und literargeschichtliches Interesse.

In unseren Alpenländern sind die Dreikönigsspiele nicht minder verbreitet, am wenigsten jedoch in der Steiermark. Im Oberlande der Letzteren wird die Nacht zum Dreikönigstage als eine der zwölf „Rauchnächte", deren oben Erwähnung geschah, betrachtet. Der Name

dieser Nächte rührt daher, weil in einer derselben der Hausvater im Vereine mit den übrigen Hausgenossen Haus und Stall, kurz, alle zur Wirthschaft gehörigen Räume, eine Glutpfanne in der Hand, durchschreitet und mit besonderem Waldweihrauch, welcher aus den großen Ameisenhaufen gesammelt wird, eine Durchräucherung aller dieser Localitäten vornimmt. Diese Räucherung gilt dem Verbannen böser Geistergewalten und hat in diesem Sinne zweifelsohne vorchristlichen Ursprung, andererseits wird bei derselben Gelegenheit auch mit Fichten- oder Tannenzweigen aus einem mitgetragenen Weihwassergefäß jeder Raum mit diesem Wasser besprengt, und endlich schreibt man an vielen Orten die Anfangsbuchstaben der Namen der hl. drei Könige C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) nebst dazwischengesetzten Kreuzchen mit Kreide an die Stubenthür. Die Sprengung und das Aufschreiben der Namensbuchstaben deuten natürlich auf christliche Anschauungen, welche sich in dieser Form also in unserer Steiermark mit vorchristlichen gemischt als alter Volksgebrauch erhalten zu haben scheinen.

In einigen Gegenden Steiermarks sind auch Dreikönigsspiele gebräuchlich, und zwar ist dies vorwiegend im östlichen und nordöstlichen Theile der Fall. Wie in den darangrenzenden Gebieten Niederösterreichs und des deutschen Territoriums von Ungarn ähnliche Volksspiele vorkommen, so auch in den steiermärkischen Gegenden südlich und westlich von den Fischbacher Alpen um Hartberg, Birkfeld, Friedberg und am Fuße des in zwei Ländergebiete reichenden Wechsels. Im steirischen Wechselgebiete findet sich ein heute noch übliches Dreikönigsspiel,

das in seinem Texte an dieser Stelle mitgetheilt sein möge und das allerdings in derselben Weise auf niederösterreichischem Boden, wenigstens auf dem Grenzgebiete verbreitet erscheint. Es weist neben den christlichen auch derbe volksthümliche Momente auf, und dürfte umsomehr die eingehendere Besprechung von Interesse sein, als bisher kein Dreikönigsspiel, das auf dem Boden Steiermarks aufgeführt wurde, ausführlicher bekannt geworden ist.

Das Spiel wird nicht nur am 6. Jänner, als an dem eigentlichen Feste der heiligen drei Könige (Erscheinung des Herrn), sondern auch wohl einige Tage vor und nach demselben zur Aufführung gebracht, und zwar wird es durch vier Knaben von 10 bis 14 Jahren dargestellt, von denen drei als die Könige costümirt sind, d. h. sie haben über ihrem gewönlichen Anzuge lange weiße Hemden, welche bis über das Knie hinabreichen und in den Hüften von einem rothen Papiergürtel zusammengehalten werden; aus ähnlichem Papier ist eine Krone ausgeschnitten und deckt ihren Kopf, an der Seite eines Jeden hängt ein hölzernes Schwert. Der Eine trägt ein goldenes Scepter, der Zweite einen hohlen Papierstern, welcher durch eine Kerze im Inneren beleuchtet ist, an einem Stocke. Eine mechanische Vorrichtung gestattet, diesen Stern während des Spieles und Gesanges bis zu zwei Metern weit vorschießen zu lassen und wieder zurückzuziehen. Sowohl der Stern als auch der dritte im Gesichte geschwärzte Mohrenkönig erregen bei der zusehenden Jugend besonderes Interesse, welches durch die erwähnte Bewegung des Sternes noch mehr gesteigert wird. Eine heitere, hanswurstartige Gestalt, die lustige

Person des alten Volksspieles vertretend, ist der vierte Spieler, der sogenannte „Zögerbua“, welcher einen Tragkorb oder „Zöger“ zum Einsammeln der erwarteten, meist in Victualien bestehenden Gaben mit sich führt und durch eine Larve mit großem Schnurrbart u. dgl. besonders komisch herausgeputzt ist, auch den hölzernen Säbel aus der Scheide gezogen in der Hand trägt und endlich eine Art von Reisepaß vorweist, welcher, in humoristischer Weise abgefaßt, seine Person beschreibt.

In diesem Aufzuge ziehen die Spieler von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, überall freundlich, von der Kinderwelt mit Jubel aufgenommen. Ihr Spiel findet gewöhnlich in einer größeren Stube statt, die ihnen gerne hiezu eingeräumt wird. Dasselbe beginnt damit, daß die drei Könige zuerst ohne den „Zögerbua“ in's Zimmer treten, sich an der Thür aufstellen und den Gesang folgender Verse zusammen anstimmen:

„Hört an, es wollen Gott loben und ehr'n
Die heiligen drei König mit ihrem Stern.
Wir kommen daher in schneller Reis'
Gar weit in dreizehn Tagen mit Fleiß.
Wir reisen vor des Herodes Haus,
Herodes schaut beim Fenster heraus.
„Ihr edlen Herr'n, wo wollt Ihr hin?“
„Nach Bethlehem steht unser Sinn.“
Herodes sprach aus Uebermuth:
„Bleibt heut' bei mir und nehmt für gut.
Ich will Euch geben Heu und Streu
Und will Euch halten zehrungsfrei.
Ich will Euch geben Fisch, Wild für g'wiß,
Zeigt dann, wo der neu' König is.“
„Wollt Ihr, Herodes, uns recht erkennen.“

Wir trauen Euch unser'n Stand zu nennen.
Wir sind die drei Könige vom lichten Stern,
Wir brächten dem Kindlein ein Opfer so gern.
Wir reisen über den Berg hinauf
Und sehen den Stern am Hause d'rauf.
Wir treten dann in das Haus hinein
Und finden Maria und 's Kindelein."
Der Josef ganz still beim Kripplein saß,
Er schauet und staunt und erfahret was.
Der Josef nahm das Kindelein
Und wickelt es in ein Windelein.
Der Josef nahm das Kindelein
Und legt es in ein Krippelein.
Der Josef nahm das Krippelein
Und stellt's zwischen Ochs und Eselein.
Das Oechslein und das Eselein
Erkennen Gott den Herren sein.
(Alle drei niederkniend):
Es waren zwei unvernünftige Thier'
Wir fallen auch nieder auf unsere Knie(r)
Und beten den lieben Heiland an,
Der von uns Allen die Sünde nahm."

Der erste König tritt nun vor, geht auf und ab und bleibt vor dem Tische, auf dem ein Crucifix steht, oder vor dem in der Stube befindlichen Hausaltar stehen, vor welchem er das goldige Scepter als Zeichen der Huldigung niederlegt und am Schlusse seiner Rede das Knie beugend spricht:

„Ich bin der König vom Morgenland,
Nach Bethlehem bin ich gesandt;
Darum bin ich auch weit kommen her,
Daß ich erfahr' ein' neue Mähr':
Ein neuer König ist uns gebor'n

Sonst wären wir Alle zumal verlor'n.
Ein Goldstück leg' ich ab
Dem Kind zu einer Gab'."

In ähnlicher Weise spricht der zweite König mit dem Sterne vortretend:

„König bin ich von Syrienland
Nach Bethlehem bin ich gesandt.
Darum bin ich weit kommen her,
Daß ich erfahr' ein' neue Mähr',
Ein neuer König ist uns gebor'n,
Sonst wären wir Alle zumal verlor'n.
Den Weihrauch leg' ich ab
Dem Kind zu einer Gab'."

Als Dritter tritt der „Mohrenkönig" hinzu und spricht:

„Ich, der König vom Mohrenland,
Nach Bethlehem bin ich gesandt.
Darum bin ich weit kommen her,
Daß ich erfahr' ein' neue Mähr',
Ein neuer König ist uns gebor'n,
Sonst wären wir Alle zumal verlor'n.
Die Myrrhen leg' ich ab
Dem Kind zu einer Gab'."

Nach diesen ernsteren Worten tritt der „Zögerbua", welcher inzwischen vor der Thür gewartet, herein und richtet seinen Spruch im derben Volksdialect an die anwesenden Zuseher:

„Ich tritt herein ganz knödelfest
Und grüaß den Herrn und seini Gäst'.
Seini Gäst' und seini Goas.

Ihr möcht't a wiss'n, wia'r i hoaß:
I hoaß der Hansl Pferschakern,
Ess'n und trink'n that i gern.
Was liegt mir an die drei Könibuam,
Dö ess'n sonst nix als Kraut und Ruabm,
Mir gebts a Stückl Fleisch und Speck,
Sunst bringts mi heut da nit vom Fleck,
A Wurst, dö glängt bei der Thür außi, beim
Fenster eini,
Und i schnapps in mein Zöger schleuni!"

Diese kräftige Ansprache hat stets den gewünschten Erfolg und der Sprecher übernimmt die Gaben für seinen „Zöger"; es kommt auch wohl vor, daß die Spieler im Hause über Nacht behalten und verpflegt oder mit einem Mittag- oder Abendessen regalirt werden.

Den Schluß des Ganzen bildet ein Danklied an die Gabenspender, welches alle Vier zusammen singen und wobei die Könige während des Gesanges der letzten Verse ihre Kronen abnehmen. Dasselbe lautet:

„Wir haben bekommen die Gab' mit Pracht,
Wir wünschen Euch nun eine gute Nacht.
Wir steigen auf eine Lilien-Wies'
Und wünschen Euch Allen das Paradies.
Gott soll das Haus vor Streit bewahr'n,
Vor allem Unglück und allen Gefahr'n.
Wir rufen an die Dreifaltigkeit,
Die uns bewahrt zu jeder Zeit!"

Die vier Darsteller beziehungsweise Sänger verlassen nun den Schauplatz, wenn sie nicht zum Mahle oder zum Bleiben aufgefordert werden und begeben sich in das nächste Haus, das bei den im Alpengebiete so sehr zerstreuten Gemeinden oft recht weit entfernt ist.

Wir wollen ihnen eine glückliche Wanderung, die in jener rauhen Jahreszeit nicht selten durch Schnee und Wind führt, wünschen, dem Zögerbuam aber einen recht vollgefüllten Zöger. Der Inhalt desselben wird stets sehr gewissenhaft zwischen den jungen Spielern getheilt, die sich nicht wenig darauf zu Gute thun, Königskrone und Hanswurstgewand in jener weihevollen Zeit getragen und ihre Sprüchlein und Lieder gewandt vorgebracht zu haben.

Der obige Text ist durch einen freundlichen Pfarrherrn jenes Gebietes aufgezeichnet und mir überlassen worden und hat sich jedenfalls im Laufe vieler Jahrzehnte kaum wesentlich geändert, so daß man ihm wohl ein hohes Alter zuschreiben kann.

Der Fasching im steirischen Alpenlande und in dessen Grenzgebiete.

Wenn der Städter in den hellerleuchteten Sälen sich dem Vergnügen des Tanzes hingibt und im bunten Gewühl der Masken seine Freude sucht, am Schlusse der Faschingszeit aber diese rauschenden Festlichkeiten sich drängen, ohne eben einen anderen Charakter aufzuweisen, als die ganze Zeit vom Anfange des Jahres bis zum Beginne des Aschermittwoch hindurch, hat der Aelpler in den letzten Faschingstagen seine einfacheren, aber trotzdem verschiedenartigen und insbesondere sinnigen, oft eigenthümlichen Feste und Lustbarkeiten, deren Ursprung

mitunter in eine uralte Zeit hinaufreicht, ja auch wohl Spuren altgermanischer Culte in einzelnen Zügen erkennen lassen. Dies ist der Fall beim Landvolke aller deutschen Gauen, nirgends aber haben sich so viele Spuren jener alten Erinnerungen in diesen Gebräuchen erhalten, als im Volke des Alpenlandes, und der freundliche Leser soll die Volkssitte desselben in dieser Richtung kennen lernen, zumal darüber noch wenig, aus manchen Gebieten gar nichts bekannt geworden ist. Liegt doch an und für sich schon so viel des Anziehenden darin, Brauch und Sitte aus Gegenden zu erfahren, die zumeist abgelegen von der Heerstraße der hier nivellirend auftretenden Cultur der Neuzeit sich in conservativer Weise an das von den Vätern Ueberkommene halten und so dem nachspürenden Forscher manchen Anhaltspunkt bieten, von dem aus er bis in eine graue, längst entschwundene Vergangenheit zurückblicken kann.

Manche Berichte liegen in dieser Beziehung aus Tirol und Salzburg vor, weniger aus Oberösterreich und Kärnten, sehr dürftige seltsamerweise aus Steiermark und Niederösterreich. Und doch kennt das Landvolk dieser Alpenländer — von Niederösterreich ist ebenfalls nur der gebirgige Theil ins Auge gefaßt — so manchen seltsamen Gebrauch, der in den letzten Faschingstagen seit Jahrhunderten gepflogen wird und an die Sitte vergangener Tage gemahnt.

Schon der Donnerstag, welcher dem Aschermittwoch vorhergeht, ist in dem niederösterreichisch-steiermärkischen Gebiete des Wechsels und der Fischbacher Alpen ein bedeutsamer Tag. Wurde auch in der vorhergehenden

Faschingszeit an Sonn- und Festtagen so manches Tänzchen im Dorfwirthshause und so mancher sich daran knüpfende Schmaus abgehalten, so haben Tanz und Schmaus doch erst von diesem Donnerstage an die wahre Weihe, denn acht Tage darauf beginnt die langwöchentliche Fastenzeit und das strenggläubige Landvolk würde es nicht wagen, vom Aschermittwoch an Fleisch oder Fett zu genießen. Dafür entschädigt es sich an diesem letzten Donnerstage vor der Fastenzeit, welcher aus diesem Grunde auch den Namen der „foasti Pfingsttag", d. h. der feiste Donnerstag (weil das Volk den Donnerstag als fünften Wochentag noch allgemein Pfingsttag nennt), erhält. An diesem Tage wird dann auch wacker gesotten und gebraten und der für fette Speisen überaus schwärmende Aelpler vertilgt von Krapfen, Schmarrn und fettem Schweinefleische so ungeheure Portionen, daß der Beiname des Tages nur zu gerechtfertigt erscheint. Aber auch andere Vergnügungen winken von diesem Tage an dem Alpenbewohner, und der Name des „unsinnigen Pfingsttages", welcher in Tirol und wohl auch in Salzburg vorkommt, deutet die tollen Lustbarkeiten an, denen man sich nun in ungezügelter lauter Fröhlichkeit hingibt.

Zwei Tage später bietet der Faschingssonntag Gelegenheit zur Fortsetzung des lustigen Treibens. In dem niederösterreichischen Berglande und in der Gegend Steiermarks, welche der ungarischen Grenze nahe liegt, heißt derselbe der „Burschensonntag", denn nun lassen die jungen Burschen des Dorfes ihrer Heiterkeit die Zügel schießen, Schelmereien und Schabernak aller Art finden statt, Mummereien, Maskenzüge, freilich nur in primitiver

Form, bieten den Anlaß zu den verschiedensten Scherzen, und dem Tanze wird nun auch bei Tage gar laut gehuldigt; jetzt erst paßt so recht das alte Sprichwort:

> Im Fasching braucht der Teufel neue Häut',
> Sei's vom Vieh oder von die Leut'.

Vielleicht rührt von dem Ausdrucke „der Burschensonntag" auch die in der erwähnten Gegend Steiermarks übliche Bezeichnung einer geselligen Trinkunterhaltung mit: „Der Pursch" her, welche im ganzen Jahre gebräuchlich ist. „Auf den Pursch gehen" bedeutet daselbst gewöhnlich den Besuch eines Weinkellers, der selbstverständlich Gelegenheit zu einer ausgiebigen Jause darbietet.

Vom obenerwähnten Donnerstage an darf überhaupt nicht gearbeitet werden und selbst die Spindel, welche die Mädchen doch auch zum traulichen Kreise versammelt hat, ruht. Jede Spinnerin weiß, daß Alles in der letzten Woche vor dem Beginn der Fastenzeit Gesponnene vom „Pfingsttag-Weibl" wieder aufgelöst wird. Erinnert dieser Glaube nicht an die altgermanische Göttin Perchta, welche mit Bertha der Spinnerin identisch erscheint, die das Korn- wie das Flachsfeld behütet, welches ihr geweiht ist? Und an die Göttin Perchta erinnert ja auch der berühmte Perchtentanz, welcher in Salzburg in denselben Tagen noch üblich ist und in dem sich die Spuren des alten Perchtadienstes auf diese Weise bis heute erhalten haben. Die Perchtentänzer — es sind nur Männer — ziehen von Haus zu Haus, selbst von Dorf zu Dorf, phantastisch geschmückt, und überall gibt man ihnen nach dem vorgeführten Tanze gerne die übliche

Gabe. Im niederösterreichischen und obersteirischen Gebiete hat sich noch eine andere Spur des Perchtacults erhalten. Der auf den Faschingssonntag folgende Montag heißt hier der „Froschmontag"; nach der volksthümlichen Ansicht darf an demselben unter keiner Bedingung Flachs gesponnen werden, sonst beißen die Frösche den nächstfolgenden Flachsanbau vom Felde ab und verursachen dem Landmanne großen Schaden, daher der eigenthümliche Name. Vielleicht läßt diese Sage auch die Annahme einer Beziehung des Frosches zu der Göttin Perchta zu, welche den Mythologen bisher nicht bekannt war.

Für die Tanzlustigen ist der Hauptfesttag der Faschingssonntag. Am Abende desselben beginnt die „Freimusik" im Dorfwirthshause, und wenn zu Hause das Vieh abgefüttert und die nöthigste Hausarbeit besorgt ist, begibt sich Jung und Alt oft auf Entfernungen von mehreren Stunden dahin. Die erwachsenen Mädchen begleitet der Hausvater selbst oder ein Bruder und nie wird eine Dirne ohne solche ehrenhafte Begleitung das Haus verlassen, hätte sie auch längst mit irgend einem Burschen schon ihre „Bekanntschaft" angeknüpft. Während der Tanz immer toller und lärmender wird und das Gewühl immer ärger, die Hitze immer größer, sitzen die Alten beim Glase Wein und verzehren mit Behagen die bald so sehr verpönten Schweine- oder Lammbraten, wohl auch nur einige Semmeln, nie aber fehlt der besonders für den weiblichen Theil der Gäste höchst anziehende Kaffee, welcher freilich mit dem Getränk, das der Städter unter diesem Namen kennt, oft nur den Namen gemein hat. In den Zwischenpausen des Tanzes

führen die Burschen mitunter gesellige Spiele vor, die gewöhnlich in irgend einem scherzhaften Streiche gipfeln, der bei den Spielern sowohl wie bei den Zuschauern Heiterkeit erregt.

Indem wir das heitere Völkchen seinem lustigen Treiben überlassen, bietet uns die Zeit nach dem Faschingsonntag noch Gelegenheit zu unseren Betrachtungen. An den darauffolgenden Montag knüpft sich eine frühere Sitte der katholischen Kirche, welche den Ausdruck des „blauen Montags“ überhaupt erklärt. Es war nämlich gebräuchlich, an diesem Tage schon mit Bezug auf die vierzigtägige Fastenzeit die Kirchen mit blauen Tüchern auszuschlagen. Dessenungeachtet wurde dem Tanze und der Lustbarkeit gehuldigt und die beiden letzten Tage vor dem Aschermittwoch galten als Freudentage; der Handwerker stellte seine Arbeit ein, der Bauer that nur das Nöthigste, der „blaue Montag“ war mit einem Worte nur der Ruhe und dem Vergnügen gewidmet. Im Laufe der Zeit aber fanden es die Handwerksgesellen bequem, diese Sitten des „blauen Montags“ auf alle Montage im Jahre auszudehnen und damit die bekannte Unsitte zu begründen, welche den Ausdruck populär, aber auch anrüchig gemacht hat. In Kärnten und in den Gegenden Steiermarks, welche an Kärnten und Salzburg grenzen, nennt das Volk diesen Tag geradezu den „damischen (d. h. tollen, närrischen) Montag“. An diesem oder an dem folgenden letzten Faschingstage findet ein eigenthümlicher Umzug statt, der an eine Reihe ähnlicher Gebräuche in verschiedenen Gegenden Süddeutschlands erinnert und in ganz eigenartiger Weise vollzogen wird. Dieser Umzug

verräth manche uralte Sitte und möge in Nachfolgendem geschildert werden. Er ist unter dem Namen des „Fasching-rennens“ insbesondere in jenem Theile des Alpengebietes bekannt, wo die drei Länder Steiermark, Kärnten und Salzburg aneinandergrenzen.

Das „Faschingrennen“ ist eine Belustigung der ledigen Burschen, welche sich schon eine Zahl von Sonntagen vorher hiezu besonders einüben und gleichsam Proben des aufzuführenden Schauspieles abhalten. Zwei Dutzend solcher Bursche, bunt herausgeputzt, in möglichst abenteuerlichen Costumen, sind die Darsteller und bilden an dem bestimmten Faschingstage den Zug, welcher sich durch die Hauptstraße des Dorfes bewegt. Vorne läuft als Herold im Narrengewande ein Bursche mit einem Stabe oder mit einem Besen, von welchem er den Namen des „Wegauskehrers“ hat. Zum Zeichen, daß er die Bahn frei machen will, fegt er die Straße und die Wände der Häuser ab und treibt dabei allerlei Possen. Ein Trommelschläger, der sein gewaltiges Instrument nicht schont, folgt diesem und Einer hinter dem Anderen schließen sich die Uebrigen an. Diese sind weiß gekleidet, das heißt sie haben meist weiße Hemden über den Kleidern an, weiße Beinkleider, weiße Strümpfe und rothe Strumpfbänder, eine weiße Papiermütze, spitzig oder viereckig, deckt den Kopf. Die also costumirte Schaar zieht auf einen freien Platz, macht dort verschiedene Schwenkungen, windet sich zu einer Schnecke zusammen, die dann wieder aufgelöst wird u. dgl. Eine eigene Rolle fällt fünf bis sechs Burschen zu, die ein Roß, den Fuhrmann, den Schmied sammt Gesellen und den Hafer-

sammler darstellen. Der Bursche, welchem die Rolle des Pferdes zugetheilt wurde, ist mit einem Pferdegeschirr versehen, hat einen Kranz von Schellen um und wird von dem „Fuhrmann" am Zügel gehalten. Nach dem Tacte der Trommel springt, stampft und wiehert dieses „Roß", daß die Schellen klirren; inzwischen sind schon die Schmiede herbeigeeilt, mit Hammer, Zange und Nägeln, um das Pferd zu beschlagen. Selbstverständlich fehlt es nicht an einer Menge von Zuschauern, denn das ganze Dorf ist ausgezogen, um dem Spiele beizuwohnen. Die „Hafersammler" drängen sich unter das versammelte Pubicum und verlangen Geld, um Futter zu kaufen, dringen wohl auch in die Häuser und heischen wirklichen Hafer, welcher in Säcke geschüttet wird, die sie mit sich tragen. An mehreren Orten sind kleine Varianten beim Faschingrennen üblich; es haben z. B. mehrere der Bursche ebenfalls Schellenkränze um den Leib, zwei tragen Glocken mit sich, ein Bärentreiber mit seinem zottigen Thiere ist dabei, mitunter fehlen auch einige Musikanten nicht, oft wird in den Häusern selbst getanzt, während der Darsteller des Pferdes vor der Hausschwelle bleibt; auch ist an manchen Orten ein „Abdecker" und ein als Weib verkleideter Bursche beim Zuge, welcher eine Wickelkindpuppe auf dem Arme trägt. Letztere gibt neuerlichen Anlaß zu verschiedenen, oft recht derben Späßen und zuletzt fällt das „Pferd" um, der Abdecker aber führt es davon.

Die ganze tolle und bunte Gesellschaft durchzieht nicht nur das Dorf, sondern sie durcheilt vom Morgen bis zum Abend die Gemeinde und unterläßt es nicht, in den Häusern wohlhabenderer Bauern ihre Scherze zum

Besten zu geben, wofür neben dem Hafer und Geld auch andere Gaben, zumeist Victualien, als Lohn geboten werden. In Steiermark ist dieses Faschingrennen insbesondere in den Gemeinden Schöder, Oberwölz, sowie in den nahen Ortschaften St. Peter, Ranten und in dem sogenannten Krakauthal noch heute im Schwange. Bemerkenswerth ist der Volksglaube, daß Derjenige, welcher dem Faschingrenner-Roß nichts gibt, im nächsten Sommer vom Hagelschlage betroffen wird. Ein anderer Glaube sieht die Faschingrenner im Bunde mit dem Teufel, welcher es veranstalte, daß die Burschen trotz eintretender Ermüdung immer wilder werden und vor Eintritt der Nacht vom Springen nicht ablassen können. Ueberall aber, wo dieses Rennen gebräuchlich ist, bietet der materielle Ertrag desselben den mitwirkenden Burschen die Mittel zu einem Schmause, der am Faschings-Dienstag Abends stattfindet und natürlich mit dem letzten Tanze verbunden ist.

Aehnlich erscheint der Umzug in dem Gailthale Kärntens, welcher das „Schimmelreiten" genannt wird, wobei ebenfalls statt eines wirklichen Pferdes ein Schimmel aus leinenen Tüchern zusammengestellt wird, auch erinnert das Faschingrennen in vielen Einzelheiten an den Perchtentanz.

In allen diesen Gebräuchen sehen wir Erinnerungen an die altgermanische Zeit und insbesondere an verschiedene bestimmte Göttergestalten des deutschen Alterthums erhalten. Der Darsteller des Pferdes (Schimmels) ist eine stehende Figur, welche schon im alten Volksschauspiele vorzukommen pflegt. Schimmelreiter spielen bei ähnlichen Aufzügen des deutschen Volkes sehr häufig eine

Rolle, so insbesondere bei den zu Pfingsten üblichen Volksfesten, bei welchen freilich wirklich geritten wird; die Sachsen in Siebenbürgen rüsten zu Neujahr einen Reiter aus, der ebenfalls auf einem falschen Schimmel sitzt, auf einem umgekehrten Backtroge nämlich, der auf vier Füße gestellt und dem ein Pferdekopf vorgebunden wird. Vor Allem deuten die oben beschriebenen Faschingsaufzüge auf alte Festlichkeiten, die jedenfalls mit dem Feste der Wintersonnenwende, mit der Feier des herannahenden Frühlings zusammenhängen. Ist doch Wuotan oder Odin auch der Frühlingsgott, dem zu Ehren beim Herannahen der Frühlingstage verschiedene Feste veranstaltet wurden und erscheinen die Feste der letzten Faschingstage heutzutage auch etwas in der Zeit zurückgerückt, so weisen doch die längeren Tage, die wärmere Luft, das beginnende Schwellen von Knospen an Baum und Strauch schon auf die nahende bessere Zeit, es zieht schon wie Frühlingsahnen durch die Lande. An Wuotan auf seinem Rosse aber erinnern der Gebrauch des Schimmelreitens und das beim Faschingrennen vorkommende Pferd ebenso, wie an dieses Gottes Einkehr beim Schmiede die Ceremonie des Pferdebeschlagens durch den Schmied und seine Gehilfen. Auch ist ja Odin der Erntespender und die Ansicht, daß Derjenige, welcher dem Rosse beim „Faschingrennen“ nichts gibt, im Sommer vom Hagelschlage heimgesucht wird, deutet wieder auf diesen obersten Gott des germanischen Alterthums, wie nicht minder die Sitte des Sammelns von Hafer als Feldfrucht, die vorzüglich zu Pferdefutter gebraucht wird. Dazwischen scheinen wieder einzelne Momente auf Perchta

hinzuweisen, die dem Feldbau vorzüglich ihre Aufmerksamkeit zulenkt.

Es dürfte von Interesse sein, an dieser Stelle zu erwähnen, daß der Schmied und der Schimmel in einer Legende vorkommen, welche in Mittelsteiermark verbreitet ist und zweifellos die angedeuteten vorchristlichen Anschauungen auf das christliche Gebiet übertragen enthält. Es ist dies die Legende von dem Schmiedpatron Eligius, welche nach der steirischen Version folgendermassen lautet: Als Christus einst über Land ritt, verlor sein Schimmel ein Hufeisen. Er kam gerade an der Schmiede des Heiden Eligius vorbei und wollte sein Roß beschlagen lassen. Der Schmied hatte große Mühe damit und das Hufeisen wollte nie recht passen, deshalb schickte sich Christus selbst an das Pferd zu beschlagen. Zu diesem Behufe schnitt er rasch dem Schimmel den Fuß ab, befestigte ihn in einem Schraubstocke, nahm das Hufeisen und nagelte es gemüthlich darauf. Während er arbeitete, floß jedoch kein Blut aus der Wunde. Als er fertig war, setzte er den Pferdefuß an den Stumpf, segnete ihn und machte das Kreuzzeichen darüber. Das Roß aber war heil und beschlagen. Staunend sah ihm der Heide zu, meinte jedoch am Ende, daran sei wenig Kunst, er selbst könne es ja auch so machen. Kaum war der Herr fortgeritten als ein Anderer mit einem Pferde zum Schmiede kam, welches auch zu beschlagen war. Der Schmied versuchte nun dasselbe zu thun, was er vorhin gesehen hatte, aber ach, das Roß verblutete beinahe. Da Christus noch nicht ferne war, rief ihn der Schmied flehentlich zurück und der Heiland kam auch, heilte das

Roß, verwies dem Schmiede jedoch sein stolzes Gebahren. Eligius aber war bekehrt, verließ das Heidenthum und ward ein eifriger Anhänger des Herrn. Die Schmiede verehren Eligius als ihren Schutzpatron.

Das lebendige Treiben, welches im Volke des Alpenlandes die erwähnten Tage hindurch herrscht, findet seinen Abschluß am Faschingdienstag. Im östlichen Alpengebiete Steiermarks ist der Morgengottesdienst an demselben sehr zahlreich besucht, freilich aus dem minder frommen Grunde, weil nach demselben schon Vormittags der Tanz eröffnet wird, welcher bis um Mitternacht währt. Jung und Alt huldigt noch einmal und diesmal vor Einbruch des Abends dem Vergnügen. Naht der Abend, so wird die Scene freilich noch lebendiger; der Bauer führt seine sämmtlichen Hausleute ohne Ausnahme zum Schmaus und Tanze — „er führt," wie das bäuerliche Sprichwort dies ziemlich unzart ausdrückt, „seinen ganzen Mist aus". Den Nachmittag über ist's überall gedrängt voll, Abends begibt sich mancher Ruhigere mit den Seinen schon nach Hause; nicht so die lustigen Burschen und Dirnen, welche den Musikanten bis zum Schlage der Mitternachtsstunde keinen Bogenstrich schenken. Eine Sitte des Tages, die wieder auf alte Beziehungen weist und mitunter sogar am Aschermittwoch üblich ist, kennt das niederösterreichische Gebiet und selbst der darangrenzende Theil des deutschen Territoriums in Ungarn. Ein costumirter Zug bewegt sich nämlich durch das Dorf und in der Mitte desselben steht auf Rädern oder auf einem Wagen eine starke niedrige Stange, an deren oberem Ende ein liegendes Rad derart befestigt ist, daß es auf

der einen Seite den Erdboden streift, beim Weiterziehen aber um seine Achse gedreht werden kann. Auf diesem Rade sitzen zwei Bursche einander gegenüber, ein Zahl anderer zieht die ganze Vorrichtung weiter. Unter großem Lärm, der auch durch Trommeln auf umgekehrten Holzgefäßen sowie durch Zusammenschlagen von Blechdeckeln hervorgebracht wird, durchzieht dieser seltsame Zug das Dorf und wird von den Zuschauern nicht selten mit Wasser begossen. Auch hierin erblicke ich einen Anklang an den Perchtaglauben; denn die Göttin hielt ja ihren Umzug auf einem Wagen und häufig wird ein Wiesbaum, also ein Feldgeräth, als Träger des erwähnten Rades benützt. Perchta, die Spinnerin, aber fordert ja auch, daß man an diesen letzten Faschingstagen das Spinnen unterlasse, um sie zu ehren.

So schließt die heitere Zeit für das Landvolk in unserem Alpengebiete mit einer Reihe von Gebräuchen, die in so innigem Zusammenhange stehen mit dem Göttercult und den Uebungen ihrer altdeutschen Vorfahren. Oft wird auch der „Sautanz" in diese Tage verlegt, welche schon Sebastian Frank in seinem Weltbuche nach fränkischem, damals schon üblichem Volksausdrucke die „unsinnigen Tage" nennt, und dieser Sautanz ist trotz des nicht schön klingenden Namens eine nicht üble Feier, nämlich ein Fest, das aus Anlaß eines geschlachteten Schweines vom wohlhabenden Bauer veranstaltet wird und mit allgemeinem Tanze schließt.

Wenn aber der Aschermittwoch erschienen ist, gemahnt das „Begraben des Faschings", welches heute ebenfalls noch in diesen Gegenden und in vielen Orten

Steiermarks üblich ist, wieder an alte Sitte; eine Puppe wird umhergetragen, verhöhnt und zerrissen, zuletzt aber ins Wasser geworfen oder verbrannt. Diejenigen, welche also den „Fasching begraben", wissen freilich nicht, daß die Puppe ein Symbol des Winters ist, der vom nahenden Frühling besiegt wird, und daß schon vor Hunderten von Jahren ihre Vorfahren diesen Gebrauch als einen geheiligten übten.

Ein Passionsspiel aus Obersteiermark.

Von Zeit zu Zeit lenkt in bestimmten Perioden das berühmte Passionsspiel zu Oberammergau die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich und es liegt schon eine reiche Literatur vor, welche über diese Darstellungen des Leidens und Sterbens Christi sich gebildet hat. Die wenigsten dieser Publicationen jedoch — und es sind recht umfangreiche darunter — gedachten der verschiedenen, an anderen weniger berühmten Orten seit langer Zeit bestehenden volksthümlichen Darstellungen dieses Stoffes, die bis heute noch ohne alles Raffinement in der Inscenirung zur Aufführung gelangen. Und doch haben sich unter den alten Schauspielen des Volkes, insbesondere auf süddeutschem Gebiete, mehrfach solche Passionsspiele mit ganz eigenthümlichem originalen Gepräge bis auf diesen Tag erhalten.

Die Nachrichten darüber, wie die deutschen Passionsspiele aus den geistlichen lateinischen „ludi" entstanden,

wie sie von den geistlichen in die weltlichen Hände über-gingen und so im Volke sebst weiter fortgebildet wurden, wie sie schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in deutscher Sprache vorkommen, kann mau in jeder Literaturgeschichte nachlesen, nicht aber, wie sich diese alten Spiele traditionell fortgepflanzt haben, wie sie ins-besondere in der neueren Zeit, in unserem Jahrhunderte, noch gepflegt werden, ohne daß sich besondere Einflüsse auf diese Pflege, wie dies beim Oberammergauer Spiel der Fall ist, geltend gemacht hätten. Gerade der katholiche Boden der baierischen und österreichischen Alpenländer war der Ausbildung dieser Gattung geistlicher Spiele überaus günstig; das Volk hält hier mit bewunderungs-würdiger Zähigkeit am Althergebrachen fest und hat bei aller Gläubigkeit und Frömmigkeit sich in Lied und Spiel einen Humor bewahrt, der vielleicht mitunter etwas zu derb auftritt, dabei aber charakteristisch das Volk zeichnet. Es ist bekannt, daß zu Brixlegg im Innthale Tirols Passions-Aufführungen von Zeit zu Zeit zur Darstellung gelangen; diese sind die einzigen, welche etwa einen Vergleich mit den Ammergauer Spielen aushalten. Die Naivetät des Volkscharakters kann aber hier nicht zum Durchbruche gelangen. Die Volkspoesie muß sich auch auf dramatischem Gebiete so gut wie jede Volkspoesie unbewußt entwickeln, während diese Vor-stellungen allzusehr berechnet erscheinen, ihr Text ist über-arbeitet, die derben Züge sind verwischt, auf Pracht und Glanz der Darstellung wird ebenfalls gesehen, und so entsteht der bewußt theatralische Charakter, welcher bei aller ängstlichen Vermeidung von Anachronismen, von

unhistorischen Vorgängen in dem Gemüth des Beschauers verschiedene Eindrücke zurückläßt, nur nicht den, man habe es mit einem volksthümlichen Spiele zu thun. Daß übrigens das Volksschauspiel in Tirol vielleicht mehr als irgendwo Wurzel gefaßt und in weit zurückliegenden Jahrhunderten seinen Ursprung hat, wird Niemand leugnen, insbesondere seit Adolph Pichler seine treffliche Arbeit über „Das Drama des Mittelalters in Tirol" veröffentlicht hat.

Ein anderes Gebiet in den österreichischen Alpen, wo Passionsspiele aufgeführt werden, und zwar in ganz einfacher Form, aber eben deshalb weniger abweichend von den alten Spielen, die ihnen zu Grunde liegen, bilden Nieder- und Oberösterreich, Kärnten und Steiermark. In den genannten Ländern gehören die Darstellungen des „Leidens Christi" so gut zu den ältesten Denkmälern der dramatischen Volkspoesie, wie die Weihnachts- und Dreikönigsspiele und eine Zahl anderer theils der Heiligen-Legende, theils der Profangeschichte entnommener Schauspiele, die vom Landvolke selbst zur Darstellung gebracht werden. Natürlich haben die Spiele, welche sich auf die Lebensgeschichte Christi beziehen, das höchste Alter aufzuweisen. Den Spielen aller diese Gebiete gemein ist die einfache Form, die wenig prunkvolle Garderobe, der dürftige scenische Apparat, in der Sprache selbstverständlich das Hervortreten der Mundart — wenn sich auch Darsteller von Hauptpersonen bemühen, möglichst hochdeutsch zu sprechen — und der überaus grelle Realismus in Wort und Handlung. Von den Passionsspielen gilt dies letztere insbesondere; die Roheit der

jüdischen, richtiger römischen Kriegsknechte ist mit den derbsten Farben gezeichnet, selbst die Charaktere der Apostel sind, um den Gegensatz zu der edlen Gestalt Christi augenfällig zu machen, oft recht menschlich fehlerhaft dargestellt. Petrus kommt dabei schlecht weg, Judas Ischariot ist immer eine förmliche Caricatur und keines dieser Schaustücke entbehrt einer großen Anzahl von Teufeln, welche häufig als Personificationen von Lastern auftreten. Beim Spiele selbst sind keine besonderen scenischen Vorrichtungen bemerkbar; ein schwarzer Vogel, den der Darsteller des Judas unter dem Rocke verborgen hat, fliegt, da sich der Verräther erhenkt, dessen schwarze Seele vorstellend, davon, und die brennend rothe Perrücke darf dabei natürlich auch nicht fehlen. Das ganze Theater mahnt beinahe an die Einfachheit der Bühne zu Hans Sachs' Zeiten. Bemerkenswerth ist auch die Theilnahme des bäuerlichen Publikums an der Handlung, die sich in der Begleitung des Zuges, wenn Christus das Kreuz trägt, im Mitsingen frommer Lieder u. dgl. äußert. Man ersieht daraus auch, daß die Darstellenden sogar die Bühne verlassen und außerhalb derselben weiter fortspielen, und daß die Aufführung auch bei Tage stattfindet.

Solche Passionsspiele wurden noch vor wenigen Jahren zu Guttaring auf dem Krappfelde, sowie im Lieserthale in Kärnten, auch in einigen anderen Thälern Oberkärntens abgehalten. Rizi's Monatschrift (in Klagenfurt) hat eine sehr lebendige Schilderung des „Leiden-Christi-Spieles" zu Guttaring veröffentlicht, das einen Sonntag hindurch dauerte und eine große Menge Volkes

zusammenführte; es wird darin geschildert, wie warmen Antheil die Zuschauer an dem Tode des Herrn nahmen, wie die Neugierde, welche sie hiehergeführt, in religiöse Rührung umschlägt und sich theatralische Darstellung und Aeußerungen der Andacht des zuschauenden Volkes zuletzt vermengen, ohne daß irgend Jemand daran Anstoß nimmt. Dasselbe gilt von dem Lieserthaler Spiele, über welches Weinhold in Gödeke's „Deutscher Wochenschrift" leider nur allzu dürftig berichtet; es zerfällt in 30 Auftritte und hat 56 Personen. Die einzelnen humoristisch-naiven Züge, welche auch hier überall hervortreten, suchen insbesondere Judas, die jüdischen Knechte und Theilnehmer des hohen Rathes 2c. in verschiedenen Beziehungen lächerlich hervortreten zu lassen. Wie alle diese Spiele sind auch die Kärntner in Reimen abgefaßt, die freilich oft genug verstümmelt, kaum auf eine Spur des einstigen echten Reimes hinweisen. Ueberhaupt herrscht in dieser Beziehung eine große Ungleichheit und Unordnung in allen Texten; Prosastellen sind dazwischen eingeschoben und oft reimt ein hochdeutsches Wort auf ein solches in der Mundart. Kein Zweifel, daß zu dem ältesten Texte, der Jahrhunderte weit zurückreicht, neuere Vermehrungen und „Verbesserungen" gekommen sind.

Die Darsteller recrutiren sich bei diesen Spielen immer aus den Bauern der Gemeinde selbst, wo das Spiel üblich ist, und bleiben oft viele Jahre lang dieselben. Während die übrigen Bauern-Komödien mitunter sogar von wandernden Bauern-Theatergruppen dargestellt werden, ist dies beim Passionsspiel sehr selten der Fall.

Aehnlich geht es in Steiermark her, das soviele Eigenthümlichkeiten mit dem Kärntner Lande und Volke in Sprache und Sitte gemein hat. In einzelnen Gegenden der Mark wurden Passionsspiele vor wenigen Jahren noch aufgeführt, so im Mürzthale bei Krieglach, dem Geburtsorte P. K. Rosegger's, in Neuberg, im Ennsthale und — wie Verfasser dieser Zeilen nunmehr an der Hand des ihm vorliegenden Textes nachweisen kann — in mehreren Gemeinden des Paltenthales. Die Bevölkerung in letzterem weist eine für das Land besondere Eigenthümlichkeit auf; sie besteht nämlich überwiegend aus Protestanten, welche sich mit einer Zahl von Gemeinden des Gebietes zwischen den Seckauer Alpen und den Rottenmanner Tauern noch erhalten haben, gleichsam protestantische Inseln mitten im streng katholischen Lande.

Auch bei dem hier üblichen Spiele hat man sich die Bühne offen und leicht zugänglich, die zahlreichen Zuschauer fast ausschließlich der bäuerlichen Bevölkerung angehörig zu denken. Wie in Kärnten greifen sie an passender Stelle gewissermaßen in die Handlung ein, zur Kreuzigung, welche in der Nähe der Bühne stattfindet, schließen sie sich ebenfalls dem Zuge an u. dgl. Der Text dieses Passionsspieles gehört verschiedenen Zeiten, ja vielleicht verschiedenen Jahrhunderten an; einzelne Stellen gemahnen an die kräftigen, trefflichen Holzschnitte eines Albrecht Dürer, Jost Amman, Tobias Stimmer oder Hanns Schäuffelein, wenn es gestattet ist, ein Werk der Poesie mit einem solchen der bildenden Kunst zu vergleichen; sie enthalten derbe, bezeichnende Züge, sind von correeter Linienführung und erinnern

an die besten Stellen in Volksschauspielen des Mittelalters. Daneben macht sich auch prosaische Rede breit, welche an der biblischen Ueberlieferung festhält. Hier und da sind Züge aus der Legende verwendet. Das Spiel ist beinahe durchgehends in Reimen abgefaßt, zumeist in jambischen Knittelversen, mit vier Hebungen, die Reime zeigen sich vielfach unrein, oft reimen einzelne Zeilen gar nicht. Von besonderer Schönheit und auch von correcter Durchführung in Vers und Reim erscheinen einzelne Partien, welche alten Volkslieder entstammen und wohl aus solchen dem Spiele schon vor langer Zeit eingefügt wurden, so die allgemeinen Strophen nach dem Prolog, der Abschied Jesu von Maria, die Scene zwischen Judas, dem Teufel und dem Tod, und die Rede des letzteren. — Die Aufführung der „Passion" wurde gewöhnlich durch ein in Steiermark weitverbreitetes, kurzes und mit der „Passion" nicht zusammenhängendes Präludium vom guten Hirten eröffnet, dann erst erfolgte der „Prologus", der von einem phantastisch aufgeputzten Darsteller gesprochen wird; nach diesem erscheint ein Lied verzeichnet, das im Allgemeinen die Leiden Christi der Reihe nach schildert und jedenfalls ein echtes, altes Volkslied ist, es dürfte wohl auch gesungen worden sein.

Die eigentliche Handlung beginnt mit der Versammlung des höllischen Rathes, und Lucifer fordert die Teufel auf:

„Auf, auf, Ihr höllischen Geister all',
Versammelt Euch auf dem höllischen Saal,
Ich muß Euch eine Gewalt ertheilen,
Wir müssen einer Seel' nacheilen.

Judas Iscarioth ist's, der saub're Mann,
Der uns viel Glück und Heil wird stellen an,
Dieser muß uns seinen Herrn verrathen,
Ach, er wär' für uns ein guter Braten."

Auf die Vorschläge der verschiedenen Teufel, von welchen einer sogar neben Judas den wankelmüthigen Petrus im Auge hat:

„Es war noch ein Jünger daneben,
Den wir gar leicht obsiegen könnten,
Wenn wir all' unsere Macht anwenden
Petrus mein' ich, so ist sein Nam,
Dem Nazarener ein vertrauter Mann,"

geht Lucifer nicht weiter ein, vielmehr erklärt er:

„Nicht also, Ihr Versammelten mein,
Die Sach' ist groß, muß behutsam sein,
Gebt Acht, daß Ihr den Judas nehmt ein,
Durch den Geiz müßt ihr Ihn ganz verblenden,
Daß er sein Herz zum Geld mag wenden —
Laufet zu unterst in die Höllen,
Laßt Euch den Geizteufel zugesellen."

Der Geizteufel wird nun geholt und mit seiner Hilfe der Plan, den Judas zu verführen, entworfen, er erklärt:

„Will fahren mit aller Gewalt in ihn,
Will ihn auch durch das verblenden,
Daß er sein Herz bald zu uns soll wenden,
Ich will ihn auch in allen Dingen
Sogar in die Verzweiflung bringen."

Nachdem der Geizteufel diese Erklärung abgegeben, moralisirt Lucifer am Schlusse der Scene nicht übel, aber freilich sehr „unteufelmäßig":

„Der Menschen Sinn ist so vermessen,
Daß sie gar oft auf die höllische Pein vergessen,
Doch wenn sie kommen in das Todtenbett,
Fangt ihnen der Gewissenswurm zu nagen an recht,
Da wollen sie die Buße erst greifen an,
Aber dorten ist es schon viel zu spät gethan."

Eine schöne Scene folgt zwischen dem bekannten Schwesterpaar Martha und Magdalena; Letzterer, die sich auf ihre Schönheit viel einbildet:

„Ich bin schön, jung, stark und reich,
Meiner Schönheit ist Keine gleich!
Ihr seht wie die Kleider mir schön anstehen,
Trutz einer, die neben mir thät gehen!"

naht der Hoffartsteufel mit dem Spiegel, um sie weiter zu verlocken, der warnende Engel aber steht daneben, mit ihm die Schwester, die Beide Magdalenen vom hoffärtigen Leben abrathen. Das gute Princip siegt hier, die Teufel ziehen sich ärgerlich zurück, da Magdalena zuletzt erklärt:

„Zieh' hin, o Welt, du hast dein' Lohn,
Jesus ist mein Bräutigam!"

Die schöne „Beurlaubungs-Scene" zwischen Jesus und Maria schließt sich dem an. In 21 wohlgefügten, reinen Strophen sprechen Jesus und Maria abwechselnd, der Ton des alten Volksliedes ist genau eingehalten, die Strophen sind achtzeilig, die Sprache kräftig und wirkungsvoll. Zur Probe folgen die ersten zwei und die letzten Strophen:

Jesus:

Ach, allerliebste Mutter mein,
Lieb' über alles Lieben,
Wie kann es doch nur möglich sein,
Daß ich Dich soll betrüben?
Jedoch, weil Du mein' Mutter bist,
So will es sich gebühren,
Daß ich bei Dir zuvorderist
Solle valediciren.

Maria:

Was meinst, mein allerliebstes Kind,
Wie soll ich dies verstehen?
Sag' mir, wo willst doch aus so g'schwind,
Bitt', lass' mich mit Dir gehen,
Ohn' Dich zu leben, ist mein Tod,
Kein' Ort weiß nicht zu finden,
Da ich ein' Trost in meiner Noth
Kunnt' haben und empfinden.*)

Die letzten Strophen lauten:

Maria:

Ach weh, nun muß ich schon zurück,
Ich kann nichts mehr erwerben,
Mein Herz bricht mir zu tausend Stück,
Für Leiden muß ich sterben,
Nun küß ich Dich zum letztenmal,
Bring Dich nicht mehr zuwegen,
So bitt' ich Dich zu tausendmal
Um Deinem heil'gen Segen.

---

*) Die Strophenform und die Worte „zuvorderist, valediciren" deuten darauf, daß dieser Theil des Spieles zu Ende des siebzehnten oder Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts entstanden ist.

Jesus:

Gesegne Dich Gott, o Mutter mein,
Sammt allen Deinen Freunden,
Nun will ich mich, es muß doch sein,
Ergeben meinen Feinden,
Alles was worden prophezeit,
Muß heut' also geschehen,
In Kürz' werd' Ihr mit größter Freund'
Mich alle wieder sehen!

Es folgt das Abendmahl, wobei Judas, zum erstenmale auftretend, seinen Charakter schon in den hämischen Bemerkungen über Jesus zeigt, welcher das Abendmahl im Hause des Nicodemus bestellt hat. Der bezügliche Monolog ist im burlesken Tone gehalten und soll doch auch wieder die verwerfliche Denkart des Judas zeigen, da er nicht ohne Originalität abgefaßt erscheint, möge er hier seinen Platz finden:

Judas Iscarioth (allein):

Das ist einmal ein gescheidter Gedanken, daß mein Meister uns eine Mahlzeit thut geben, sonst müssen wir gemeiniglich mit der kalten Kuchel vorlieb nehmen. Allein er geht halt grad hin, wo er nichts zahlen darf, das ist eine gute Wirthschaft, da ist es am billigsten und läßt ihm's noch viel besser schmecken als wenn er zahlen müßt. Da mitunter ist er in das Haus Lazari, der eben sein guter Freund war, eingeladen worden. Da hat sich die Maria verliebt, die ist g'sprungen, die ist g'loffen, die hat sich bemüht, damit sie nur dem Meister eine gute Suppe hat machen können. Die Lenerl aber, die mit derselben Alabasterbüchsen, die hat sich stets bei des Meisters Füßen aufg'halten und hat der Maridl gleichwohl allein lassen die Knödl einschlagen, die mein Meister ohne Zweifel wohl werden geschmeckt haben. Aber ich armer

Teufel hab' nichts kriegt und von dem Beutel zehren müssen, allwo ohnedem nicht viel drin ist. Aber wart nur, mein Beutel, Du wirst bald voll werden. Was gilt's, mein Meister wird die Salben zahlen müssen, die ihm die Lenerl über den Kopf hat abgossen. Jetzund muß man vor lauter Tück und Falschheit umgeben sein, sonst g'winnt man nichts. Ich muß wohl gehen meinen Meister suchen, damit ich zu der Mahlzeit komm, sonst möcht ich gar zu spät kommen.

Die ganze Rede erinnert, wie man sieht, an die humoristischen Predigten Abraham a Sancta Clara's, Anton Bucher's und ähnlicher derber Kanzelredner, die in so heiterer Weise die kräftigsten Wahrheiten ihrem Publikum vorzubringen wußten. Das Abendmahl und die darauf folgende Fußwaschung sind sehr lebendige Scenen, da sämmtliche Jünger daran theilnehmen.

An den Darstellungsort in Steiermark erinnert die Frage des Dieners:

„Was soll ich denn bringen für einen Wein,
Ein wällischen oder ein' Steirer,
Der Tiroler wird zwar besser sein,
Doch ist er etwas theurer,"

und die Antwort des Hausvaters:

„Bringt nur her ein' Steirerwein,
Er wird zum Speisen der beste sein."

Judas tritt nun in den Vordergrund der Handlung, er entschließt sich zum Verrathe:

„Kein Geld ist in mein' Beutel,
Auf daß ich heut' im Wirthshaus g'wiß
Kunnt' trinken noch ein Seitel,

Wann sonst nichts hilft, so muß ich halt
Den Meister mein verkaufen,
Alsdann ich in dem Wirthshaus bald
Zur G'nüg' werd' können saufen,"

und motivirt hiemit seinen bösen Handel. Er tritt vor Kaiphas, der ihm die dreißig Silberlinge aufzählt. Die Rede desselben beim Zählen hat viel Aehnlichkeit mit der von Weinhold aus dem Kärtner Spiele mitgetheilten. Der Geizteufel flüstert ihm ins Ohr:

„Hör', Judas, mein guter Freund,
Die Sache wird Dir gelingen heunt,
Folge nur fleißig meinem Rath,
Der Handel wird Dir gehen von statt,
Bei allen Juden so große Gnad'
Erlangest Du durch diese That,
Auch solche dreißig Silberling,
Die Münze ist gut, hör', wie es klingt,
Sei nur beherzt, fürcht' Dich nicht hier,
Einen treuen Gehilfen hast Du an mir!"

Es folgt nun das Gebet auf dem Oelberge, das auch in poetischer Beziehung werthvoll ist und aus dem die Schlußverse hier angeführt seien:

„Zu hart mir fällt die Bürde all',
Die Kräfte mich verlassen,
Der Sünden Wust und Bosheit Qual
Thut mich zuviel erfassen;
Dies länger nicht ausstehen kann,
Ich muß zu Boden sinken,
In Todesangst, in Todesschweiß
Werd' müssen bald ertrinken! —"

daran schließt sich die Gefangennahme, während welcher den verschiedenen dabei betheiligten „Juden" die derbsten Reden,

insbesondere recht saftige Schmähworte in den Mund gelegt sind. Dabei finden sich sehr sonderbare; da meint Einer zu Jesus:

„Du sagst, Du bist Gottes Sohn,
Ei, Du alter Ziehbrunn';
Du sagest, Gott sei Dein Vater,
Ei, Du alter Kästenbrater!" *)

Bald darauf ergreift die Reue den Judas, er stellt das Geld zurück; wie immer, ist ihm auch hier ein Teufel zur Seite, der den Verräther in seinem Vornehmen:

„Das Ding thut mich gar so sehr kränken —
Ich will gehen und mich selbst erhenken,"

bestärkt. Die Verleugnung Christi durch Petrus, die Scenen vor Pilatus und vor Herodes, die Freigabe des Barrabas an Christi Stelle, die Geißelung durch die rohen Knechte reihen sich nun im Sinne der biblischen Erzählung an; die Geißelung gibt dem unbekannten Verfasser wieder Gelegenheit, die Roheit der Kriegsknechte mit den grellsten Farben zu zeichnen, ebenso die Krönung mit den Dornen; Pilatus entschließt sich endlich zum Urtheil, nachdem er viele Zweifel unterdrückt und es halb widerwillig abgefaßt. Die letzte Scene, in der Judas auftritt, ist von tragikomischer Wirkung, verzweifelnd verflucht er sich und den Tag, da er geboren; er geht hin, sich zu erhenken und der Teufel, ihm wieder nahe, beut rasch den Strick dar mit den Worten:

*) Kastanienbrater.

„Judas, willst Du Dich henken?
Den Strick will ich Dir schenken,
Ich hab' an zwei oder drei,
Judas, schau, welcher der stärkere sei;
Ein' hab' ich, gar ein' schön' neuen,
Judas, lass' Dir das Henken nicht gereuen,
Du bist noch gar ein junger Mann,
Das Henken stehet Dir gar gut an."

Etwas unmotivirt, aber mit einer kräftigen Rede, die sich in schönen, alten Strophen bewegt, schließt das Auftreten des Todes die Scene. Sein Monolog gehört zu den besten Stellen des Spieles; er ist sehr lang und in vierzeiligen jambischen Strophen abgefaßt. Derselbe beginnt:

„Erkennt ihr mich, wer ich hier sei?
Ich will mich gleich ankünden
Und ohne Furcht bekennen frei,
Nichts kann mich überwinden.
Für's höchste Haupt der ganzen Welt
Will ich gehalten werden,
Denn Alles, was nur ist beseelt,
Mach' ich zu Staub und Erden!

Kein Geld, noch Gut, noch Reichthum, Schatz,
Kein Goldstück ich nicht achte,
Lass' allen Feinden keinen Platz,
Was lebt, dem ich nachtrachte;
Es gibt keine Intercession,
Es findet kein Platz das Heucheln,
Es hat auch Keiner ein Pardon
Zu hoffen mit dem Schmeicheln.

So lange auch nur Einer lebt,
Muß mir den Platz doch räumen,
Was allda kriecht, schwimmt oder schwebt,
Verschwindet gleich den Träumen.
Einhundertfünfundsiebzig Jahr'
Hat Jakob hier gelebet,
Isaak um zehne älter war,
Wo sie jetzt sein, erwäget."

Auch dieses echte alte Volkslied ist offenbar eingeschoben, sein würdiger, ernster Ton soll den Hörer ernst stimmen und auf die folgenden Scenen vorbereiten.

Der Kreuzgang und die Kreuzigung reihen sich als solche zum Schlusse an. Besonders tritt hier unter den Nebenfiguren diejenige des Soldaten Longinus hervor, der einer der Heftigsten im Verhöhnen und Verspotten des verurtheilten Christus ist. Auch die Kleidertheilung bietet wieder Anlaß, die Habsucht der Soldaten und ihre rohe Gesinnung zu zeigen. Während Christus am Kreuze stirbt, wird Longinus durch ein Tröpflein des Blutes auf seinem früher blinden Auge sehend und gläubig.

Mit dieser Handlung schließt das ganze Spiel, dessen leichte Umrisse nach der vorgelegenen handschriftlichen Aufzeichnung hier geboten wurden und das als ein Denkmal dramatischer Volkspoesie unserer Steiermark für die Geschichte der Entwicklung dieser Dichtungsgattung jedenfalls einen sehr beachtenswerthen Beitrag liefert.

Steirischer Volksbrauch in der Charwoche und zur Osterzeit.

In die Zeit, da der Frühling mit zartem Finger leise an die Erde pocht, um sie vom langen Winterschlafe zu wecken, und da die ersten Grashalme dem immer wärmeren Scheine der Sonne nicht mehr widerstehen können und fast noch durch die letzten Reste des schwindenden Schnee's ihre Blüten emporstrecken, während auf dem Baume die Knospen zum Aufspringen geschwellt sind, an manchem Strauche aber schon die Blütenkätzchen prangen, in diese Zeit hat die christliche Kirche ihr schönstes Fest verlegt, das Fest der Auferstehung, das Osterfest. Wie dies bei allen Kirchenfesten der Fall ist, so hat auch die geräuschvolle Osterfeier in Brauch und Sitte des Volkes hierlands wie anderwärts Momente aufzuweisen, welche auf die vorchristliche Zeit und deren Uebungen hinweisen. Freilich, diese Momente stellen sich nur dem besonders aufmerksamen Beobachter dar, sie sind auch nicht in den Auferstehungsfestlichkeiten, in den liturgischen Gebräuchen zu suchen und schon gar nicht im Lärmen und Treiben der Stadt. Aber auf dem Lande und in den versteckten Gebirgewinkeln hat sich so mancher Brauch erhalten, der seinen alten mystischen Zug verräth und auf die alte germanische oder slavische Vergangenheit — wenn wir speciell Steiermark ins Auge fassen — deutet.

Dem Osterfeste vorher geht die Charwoche, die stille Woche, die Leidenswoche Christi; wenige Spuren sind nachzuweisen, welche mit Bezug auf diese Woche nicht den eminent christlichen Charakter in der Sitte des Volkes zeigen, aber trotzdem sehen wir unter dem Einflusse des Klimas, der Denkart des Volkes und der Verhältnisse im Lande bei der Bevölkerung desselben allerlei Eigenthümlichkeiten in der „Feier“ der Charwoche — denn dieselbe zeigt doch überall den Charakter eines weihevollen Erinnerungsfestes — und einige derselben, soweit sie heimatlichen Boden betreffen, anzudeuten, sei der Zweck der nachfolgenden Zeilen. Die Charwoche beginnt mit dem Palmsonntage und schließt mit dem Samstage vor Ostern. Diese Woche heißt in vielen Theilen der Steiermark auch die „Antlaßwoche“, d. h. Ablaßwoche, weil die in derselben abgelegte Beichte nach dem Volksglauben besonders großen Sündenablaß bewirkt.

Jedermann im katholischen Lande kennt den Ursprung des Namens Palmsonntag. Er erinnert an den festlichen Einzug Christi in Jerusalem und an den Jubel des Volkes in der Stadt, welches dem hehren Begründer des Christenthumes Palmzweige streute und entgegentrug. Weil aber unsere kälteren nördlichen Gegenden keine Palmzweige hervorbringen, so werden die Weidenkätzchen oder Zweige, auch wohl Buchsbaumästchen oder solche vom Haselnußstrauche zur Erinnerung an jene Begebenheit in der Kirche geweiht, wohin dieselben von der Bevölkerung, und zwar im Norden wie im Süden von Steiermark, auf dem Lande in ungeheurer Menge

schon vorher gebracht worden sind. Uebereifrige Mythologen wollen den Gebrauch der Palmzweige von einer altindischen Procession zur Feier des Frühlings und des besiegten Winters herleiten, gehen aber dabei wohl etwas zu weit. Es soll hier weder auf die solcher Ansicht entgegenstehenden, übrigens naheliegenden Gründe, noch auf die genauere Schilderung aller möglichen Arten der Palmweihe eingegangen werden. Selbst in den Städten ist bekannt, daß die Palmzweige, welche in Steiermark zur Weihe gelangen, zumeist Palmsträuße von gewaltigem Umfange sind, ja in Obersteiermark werden sie mit Recht geradezu „Palmbäume" und „Palmschüppel" genannt und machen diesem Namen alle Ehre. Im Gebiete des Wechsels an der österreichischen Grenze werden die Zweige in dicke Bündel zusammengebunden, auch wohl mit einigen „Segelbaum"= oder Fichtenästen umgeben und zumeist mit farbigen Bändern geziert. Man nennt dort einen solchen Strauß „Palmbuschen", auch weniger poetisch „Palmbesen".

In anderen obersteirischen, sowie in untersteirischen (auch slavischen) Gebieten wird besonders auf die Länge des „Palmbaumes" gesehen, der Zierrath an Nadelholzzweigen, Buchsbaum, bunten Bändern, ja selbst Blumen fehlt auch hier nicht. Die schönste und längste Palme in die Kirche gebracht zu haben, ist eine große Ehre. Dabei bietet sich aber leider auch Gelegenheit zum Schabernack, wie die Erzählung eines genauen Kenners des Landes nachweist, welcher in einer Dorfkirche des oberen Murthales einen Palmträger sah, dessen schön geschmückter „Baum" mehrere Klafter hoch war, so daß er in dem

bescheidenen Kirchlein durch die Deckenöffnung weit herausragte. Aber dem stolzen Palmenträger wurde großes Leid zugefügt, denn ein oben versteckter Bursche schnitt dem allgemein beneideten die ganze geschmückte Palmspitze ab, und daß der Gekränkte neben dem Schaden für den Spott nicht zu sorgen hatte, wird man leicht begreifen. Nicht selten kommt es vor, daß die halbwüchsige Jugend — diese vor Allem verfertigt solche Palmbäume oder Buschen — heimlich einen Stock mit sich trägt, um den unberufenen Zerzauser des Buschens abzuwehren, ja daß es sogar bei der Kirche mitunter deshalb zu Raufereien kommt.

Der Glaube, daß die geweihten Zweige und Palmkätzchen gegen alle möglichen Gefahren des Hauses und des Leibes gute Dienste leisten, ist selbst dem Städter bekannt, die Meinung, daß dieselben gegen bösen Zauber, Verhexung u. dgl. mit Erfolg angewendet werden, läßt wieder ein Stückchen heidnischen Glaubens durchblicken. Werden doch in einigen Gegenden Mittelsteiermarks solche Palmkätzchen, in Stücke Brot gedrückt, den Nutzthieren des Hofes zum Verzehren gegeben. Auch das Sprichwort „aufgeputzt wie ein Palmesel“ erinnert an einen allerdings nicht mehr gepflegten Volksgebrauch, nach welchem der Einzug Christi ehedem nachgeahmt worden sein soll und ein Priester auf einem mit Bändern und Maschen reich verzierten Esel einherritt. In dem slavischen Theile der Untersteiermark herrschte nach R. G. Puff's Bericht (insbesondere im Schallthale) der Glaube, daß ein am Palmsonntag mit dem Palmbuschen in die Kirche gebrachter Salamander, nach der Weihe in

ein Milchgefäß gegeben, die Milch früher gerinnen mache und reichlichen Käseertrag veranlasse. Ebendaselbst pflegt man auch die Ruthe, das Zeichen der väterlichen Züchtigung, den Palmen einzufügen und mitweihen zu lassen.

Die unmittelbar nächsten Tage der Charwoche weisen im Volksgebrauche unseres Alpenlandes keine besonderen Eigenthümlichkeiten auf, im südsteirischen Gebiete allenfalls bietet der schon den alten Slaven heilige Montag Gelegenheit, aller Art Zauberkünste und dergleichen auszuüben. Am Allgemeinen aber bereitet sich der Landbewohner an den Tagen nach dem Palmsonntag auf die weihevollen letzten Tage der Woche vor, Kirchenbesuch, Gebet und stille Arbeit, insbesondere Säuberung des Hauses und Hofes charakterisiren das ländliche Leben in dieser Zeit. Besondere Namen dieser Tage, wie in nördlicheren Gegenden der „gelbe Dienstag" und der „krumme Mittwoch" (so genannt, weil die Richter an diesem Tage Christus zum Tode verurtheilten, das Recht krumm bogen) dem Gründonnerstag vorhergehen, kommen nicht vor.

Erst am Gründonnerstage selbst äußern sich wieder besondere Uebungen und Meinungen des Volkes. Eier, die an diesem Tage gelegt werden, läßt man zu Ostern mit den anderen weihen uud gräbt sie auf den Feldern ein als Mittel gegen Hagel und Ungeziefer. In den meisten Gegenden Deutschlands pflegt man an diesem Tage grüne Speisen: Kräuter, Salat u. dgl. zu essen, auch in einigen Theilen Steiermarks, insbesondere in der Umgebung von Graz herrscht hier und da dieser Gebrauch, welcher mit dem Namen des Gründonnerstags

in Verbindung steht. Die sogenannte Fußwaschung ist allerdings, außer in Klöstern und geistlichen Anstalten beinahe gar nicht mehr üblich.

Ein besonders heilig gehaltener Tag ist der Charfreitag, der Todestag Christi. Alle Arbeit ruht an demselben, er ist nur der frommen Betrachtung geweiht, strengstes Fasten ist vorgeschrieben, von dem selbst die kleinen Kinder nicht befreit sind, kein Glockenklang ertönt, denn schon am Gründonnerstag wurden die Glocken „gebunden" und „sind nach Rom gezogen". An Stelle der Glocken aber treten die „Ratschen", hölzerne Lärm-Instrumente, welche insbesondere von der Jugend systematisch gehandhabt werden. Im oberen Murthale bei Murau ziehen sechs Knaben mit „Ratschen" in den Händen durch das Dorf und künden damit den Gottesdienst und die Gebetzeiten an. Sie sagen dabei im singenden Tone etwa das Sprüchlein her:

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß,
Daß Jeder Christ weiß, daß er beten muß.
Fallt's nieder, fallt's nieder auf Euere Knie
Und bet's ein Vaterunser, drei Ave Marie!"

Im Gebiete der Fischbacher Alpen und des Wechsels ist das Ziehen der Ratschenbuben durch das Dorf ebenfalls in Uebung. Ein Anführer leitet die Schaar und jedesmal hat ein Anderer auszurufen, wobei darauf Rücksicht genommen wird, daß jeder Bursche gerade vor seinem Vaterhause zum Ausrufen gelangt. Am Charsamstag gehen überall diese Ratschenbuben „einsammeln" und erhalten dann in jedem besseren Hause Obst, Weißbrot, rothe Eier, auch wohl Geld, Alles, was gesammelt ist,

wird zum Schlusse getheilt. Der Charfreitag gilt übrigens als ein böser „Lostag", es heißt, „wenn es am Charfreitag regnet, so folgt ein dürres Jahr". In der Gegend um St. Georgen herrscht der Glaube, „wenn am Charfreitag ein Leichenbegängniß ist, so sterben im selben Jahre entweder der Pfarrer oder der Schulmeister".

Noch vor einer Reihe von Jahren war es in manchen verschiedenen Gegenden Steiermarks Sitte, an den letzten Tagen der Charwoche ein umfangreicheres Volksschauspiel: „Das Leiden Christi" zur Darstellung zu bringen.*)

Mit dem Charsamstag schließt die Leidenswoche. Man nennt ihn im Mittellande auch den „Taufsamstag", weil an diesem Tage das Taufwasser in der Kirche geweiht wird. Auch das „Weihfeuer" wird an demselben Tage mittels glimmender Schwämme oder Späne von den Knaben aus der Kirche nach Hause gebracht und damit das Herdfeuer entzündet. Diese Gebräuche deuten schon das eigentliche Osterfest an, und schon in der Nacht des Charsamstags flammen auf den Höhen der Berge und auf den Wiesen die großen Osterfeuer, welche mit ihren Flammensäulen weithin ins Land hinein der Freude des Volkes über die Auferstehung des Herrn Ausdruck geben.

Die Osterfeuer eröffnen gewissermaßen die Freudenfestlichkeiten, welche zu Ehren der hohen nun folgenden Festzeit stattfinden. Sie sind es, welche sich zweifellos noch aus jener Zeit erhalten haben, da einer uralten Göttin Ostara Opferflammen brannten, jener Göttin,

*) Worüber der vorhergehende Aufsatz ausführlicher handelt.

die ihren Namen dem im Osten aufgehenden Lichte entnimmt und die daher für die zur Zeit der Ostern aufkeimende Natur von so großer Bedeutung ist, von welcher daher auch wahrscheinlich im Hochdeutschen der Name Ostern hergeleitet wird. Die Osterfeuer werden zumeist im Oberlande auf einem Berggipfel, auf einer Halde des Berges oder an einem sonst weithin sichtbaren Punkte angezündet, sie sind oft nicht brennende Holzstöße allein, sondern bilden wohl auch Namenszüge Jesu oder Mariä oder Kreuze u. dgl., welche in riesigen Dimensionen aus einem Brettergerüste aufgerichtet werden, das sodann mit Harz und Pech getränkt und angezündet die gebildete Figur in Flammen erstrahlen läßt. Im weniger gebirgigen Theile des Landes, z. B. in den an Ungarn und Niederösterreich grenzenden Gebieten, sowie auch darüber hinaus werden die „Osterfeuer" häufig am Rande eines Feldes, an möglichst hoher Stelle desselben abgebrannt. Dieses Feuer soll von dem geweihten Feuer, dessen oben Erwähnung geschah, entzündet werden, ist dies der Fall, so hat es aber auch die Kraft, von den Feldfrüchten Hagelschlag abzuwenden. Wir werden durch diese Volksmeinung neuerlich an die Göttin des germanischen Alterthums erinnert, welcher zu Ehren Feueropfer dargebracht wurden, von denen man glaubte, daß sie besonders der Göttin wohlgefällig seien und diese bestimmen würden, alles drohende Unheil von der Feldfrucht abzuwenden.

In mehreren Gegenden Steiermarks herrscht noch der Gebrauch, in der Osternacht ins Freie zu gehen und daselbst unter Gebet den Morgen abzuwarten. Auch diese

Uebung findet sich in den angrenzenden Gebieten Ungarns und Niederösterreichs.

Der Morgen des Ostersonntags, an dem die Sonne, nach der Anschauung des Volkes beim Aufgehen drei Freudensprünge macht, wird vor Allem durch heftiges Schießen mit Pistolen, Gewehren oder sogar mit Böllern, das schon in der Nacht vereinzelt hörbar geworden, eröffnet. Das Osterschießen hat sich im ganzen Lande, und zwar im nördlichen und südlichen Theile desselben erhalten und unterbleibt nie, trotz der alljährlich dagegen erlassenen Polizeiverordnungen, da es verschiedene Unfälle in Gefolge hat. Der Gottesdienst, mit dem der Ostersonntag in der Kirche eröffnet wird, ist in der Früh kurz. Früher war, insbesondere im Mittellande, noch die Predigt üblich, welcher das sogenannte „Ostermährl", ein Geschichtchen mit frommer Nutzanwendung eingeflochten wurde, wodurch die ganze Predigt einen mehr heiteren Anstrich gewann. Dieses „Ostermährl" erschien bald der Geschichte, bald der Fabel entnommen und bot auch wohl eine derbe Erzählung aus dem Volksleben. Als Probe und zur Erheiterung des Lesers möge ein solches „Ostermährl" nach einer sehr alten Aufzeichnung hier Platz finden, und zwar genau in dem volksthümlichen Tone, in welchem es abgefaßt ist:

„Ein gewisser Müller hatte einen feinen und starken Esel über den Winter eingestellt, demselben aber gar schlechtes Futter gegeben, welches den Esel nicht wenig verdroß. Ich bin ja, denkt er sich, ein so wackeres Thier, trotz einem neapolitanischen Pferd, schade, daß man mich nicht zum König über andere Thiere stellt.

Und dennoch muß ich in diesem schlechten Stalle bleiben, hab' nichts zu fressen als Stroh und Heu und muß dabei großen Frost leiden. Ach, wie wird mir's gehen, ich kann ja den Winter nicht ausdauern. Wenn nur bald der liebliche Frühling kam, da Alles anfängt zu grünen, da hätt' ich bessere Bissen, das süßeste Gras, Blümlein und Kräutlein zu essen, wollt' ich mich da ergötzen. Was geschieht? Sein Wunsch ist ihm erfüllt worden, der liebliche Frühling ist eingezogen, das Vieh und unter diesem auch der Esel auf die Weide ausgelassen worden. Da hüpfte und sprang er vor Freuden dahin, wie des Schneiders Gais. O, gedenkt er, daß ich nur einmal diese Zeit erlebt hab' juche! jetzt will ich mir gute Tage anthun und mir's wohl sein lassen. Aber, kaum hat er eine Stunde draußen geweilt, kommt der Müller schon daher und will ihn zur Arbeit einspannen, der Langohr aber spreitet sich, wollte nicht daran und rumorte wieder, bekommt dafür einige Stöße und der Herr treibt ihn mit Gewalt hinweg. Dies geschieht nicht nur das eine Mal, sondern noch öfter, so daß mein guter Esel überdrüssig ward und wünschte, wenn nur bald der Sommer kam, vielleicht wird dann nicht mehr soviel Arbeit sein; was hilft's mir, wenn ich eine gute Weid' hab', und gleich wieder davon getrieben werde. Auch dieser Wunsch wurd' erfüllt, der Sommer kommt, da ging aber die Arbeit erst recht an, da mußte er in aller Fruh aufsteh'n und den ganzen Tag gespannt sein, von einer Arbeit zur andern gehen, bald mußte er den Pflug, bald die Egge zieh'n, bald Mist ausführen, bald dem Müller den Sack in die Stadt tragen, bald Heu, bald

Korn, Weizen und Anderes einführen, hatte also den ganzen Tag keine Ruhe. So wünschte er auch den Sommer bald zu End' und den Herbst herbei, sicher hoffend, er wurd' alsdann nimmer soviel Arbeit, sondern Ruhe haben. Aber die Hoffnung ist ihm abermals in den Brunn gefallen, denn er hatte alle Tage Arbeit genug, die Herbstfrüchte, Kraut, Erbsen und Anderes einzubringen oder er mußte den Pflug ziehen, die Felder für das Wintergetreide zuackern oder Holz ziehen für den Winter. Ach, denkt er bei sich, bin halt ein armes Thier, habe das ganze Jahr hindurch keine beständige Freud', kein beständigen Fried', will noch lieber den Winter haben, als den Sommer und Frühling, wenn ich schon besseres Futter habe, was hilft's auch, wenn ich mich durch soviel Arbeit herabschinde. Und letztlich ist die Faulheit und Ungeduld bei ihm so groß geworden, daß er sich ganz halsstarrig gezeigt, auch wollte er zu keiner Arbeit sich brauchen lassen, so daß sich der Müller über ihn billig erzürnt und ihm die Haut über die Ohren hat abziehen lassen."

Die Nutzanwendung, daß es also auch Denjenigen, welche nichts leiden, sondern nur gute Tage auf der Welt haben wollen, ergeht, liegt nahe und gibt zu vielerlei Betrachtungen Veranlassung, welche der Prediger nie sparte.

Wie in den meisten katholischen Alpenländern findet auch in Steiermark nach dem Gottesdienste am Morgen des Ostersonntags die Weihe von Victualien, welche in Körben in die Kirche gebracht werden, daselbst statt. Solche Victualien sind insbesondere gebratenes

Fleisch, Schinken, Brod, Eier und Kreun (Meerrettig). Die Trägerinnen dieses Korbes beeilen sich nach der Weihe so rasch als möglich im Hause anzukommen, denn nach gemeiner Anschauung ist jene, welche zuerst mit dem „Geweihten" eintrifft, „das ganze Jahr voran", d. h. sie wird zuerst heiraten. An alte, gewiß noch aus der vorchristlichen Zeit gemahnende Anschauungen erinnert der in manchen Gebieten geltende Glaube, man müsse zu Ostern neunerlei Weihfleisch essen, d. h. in neun Häusern, wo man als Gast einkehrt. Demjenigen, der dies thut, kann kein wüthender Hund etwas anhaben. Auch meint der Volksglaube z. B. in Leibnitz und Umgebung, man solle neunerlei „Geweihtes" d. h. neunerlei Speisen essen, in slavischen Gegenden herrscht die Anschauung, daß man durch den Genuß von neunerlei Weihfleisch große Stärke erlangt. Ein Spiel, das Goneß-Treiben, war sowohl in der oberen Steiermark, als auch im Mittellande zur Osterzeit beim Volke besonders üblich, es bestand in einem bestimmten Hintereinandertreten und Abfangen der Mitspieler und sollte einer Anschauung nach den Gang Christi nach Emaus symbolisiren, nach Anderem erinnert das Wort Goneß geradezu an die Gans, da die Theilnehmer desselben im sogenannten Gänsemarsche hintereinander gereiht sind. Vielleicht steckt auch in diesem alten Volksspiele, das wohl heute nur noch als Kinderspiel vorkommt, ein Gebrauch aus längst vergangener Zeit, der auf irgend einen Festact hindeutet, welcher einst üblich gewesen, da ja so viele dieser Ostergebräuche, wie aus dem Angeführten vielfach hervorgeht, zweiffellos mit Anschauungen der vorchristlichen Zeit in Verbindung stehen.

Pfingstbräuche im steirischen Alpenlande.

Wie heutzutage so wurde schon vor vielen Jahrhunderten der Eintritt des Frühlings, das Erwachen der Natur und die erste Entfaltung ihres herrlichen grünen und bunten Schmuckes auf Feld und Wiese, in Wald und Hain freudig begrüßt. Jung und Alt sah dem Nahen des Sommers mit seinen prächtigen Sonnentagen und wunderbar lauen, monddurchglänzten Nächten frohen Muthes entgegen und freute sich, daß der Winter, der böse, grämliche Geselle mit Schneeflocken und Eiszapfen, wieder für eine Zeit gebannt war. Feste und Feierlichkeiten aber wurden schon in der germanischen Urzeit zu Ehren des fröhlichen Lenzes veranstaltet, und heute noch erinnern Lieder und Spiele, welche sich auf dem nördlichen und südlichen deutschen Boden im Volke erhalten haben, an jene alten Gebräuche zum Empfange des begonnenen Frühlings, wobei der Winter im Reime des Liedes verhöhnt, der Frühling oder Sommer gepriesen wird, wohl gar auch in dramatischer Weise der Winter und Sommer personificirt einander gegenüberstehen und sich bekriegen, worauf der Sieg natürlich der blumengeschmückten Gestalt des Sommers oder Frühlings zufällt.

Die christliche Zeit hat nicht minder ein schönes Fest geschaffen, das an die Stelle jener heidnischen

Frühlingsfeier getreten ist: das Pfingstfest. Wie bei so vielen Festzeiten des Kirchenjahres, welche man von kirchlicher Seite auf Tage oder Zeiten verlegte, die auch in der vorchristlichen Periode als festliche galten, um das Volk nur in langsamer, unauffälliger Weise von den gewohnten religiösen Pfaden auf den Weg des Christenthums zu lenken, so wurden auch die Pfingsten in die Zeit unmittelbar nach dem Eintritte des Frühlings gesetzt; die Feier der Ausgießung des heiligen Geistes fiel mit der Ausstreuung aller Reize, welche die schöne Jahreszeit bieten kann, zusammen, und so wurde das Pfingstfest zu einem Frühlings- oder Sommerfeste, an dem sich fortwährend das Volk betheiligte, wie schon dessen urzeitliche Vorfahren den Eintritt des Lenzes und seiner Freuden festlich begrüßt hatten.

Noch haben sich in den deutschen Gebieten sehr wesentliche Spuren erhalten, welche auf jene Vorzeit zurückdeuten; die norddeutschen Volksstämme so gut wie Franken und Schwaben oder Baiern, deren Stamm sich bekanntlich auch über die österreichischen Länder Tirol, Salzburg, Kärnten, Ober- und Niederösterreich und Steiermark erstreckt, weisen Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche auf, welche heute noch hervortreten, allerdings in verschiedene Formen gekleidet, die der Uneingeweihte nicht auf den ersten Blick richtig zu erklären vermag, die sich aber bald, bei aufmerksamer Beobachtung, als werthvolle Erinnerung an die vor Jahrhunderten üblichen Sitten herausstellen; werthvoll schon aus dem Grunde, weil es die einzigen Spuren volksthümlichen Lebens sind, welche uns aus jener Vorzeit erhalten

blieben. Das österreichische Alpenland und das baierische Hochland, zwei Gebiete, die wie erwähnt, von demselben Volksstamme bewohnt, auch im Leben und Treiben ihres Volkes die vollkommenste Aehnlichkeit aufweisen und bei der ethnographischen Behandlung nie auseinandergehalten werden können; diese Gebiete sind es, welche die Gebräuche der Vorfahren in Gebirgsthälern und in den vom Strange der Eisenbahn abgelegenen Gemeinden am besten und reinsten bewahrt und deren Bewohner, zwischen ihren Bergen getreu den Sitten ihrer Väter lebend, manchen wichtigen Zug von den Eigenthümlichkeiten derselben erhalten haben. Solche Volksgebräuche können oft mythologisch gedeutet werden und weisen nicht selten bis auf die altgermanischen Götterzeiten zurück, deren Spuren darin überraschend hervortreten.

Um nun wieder auf das Pfingstfest zu kommen, so macht sich heutzutage im Alpenlande allüberall die Freude und die Lust an der so herrlich entfalteten Natur geltend, welche ja zu Pfingsten des Frühlings festlichsten Schmuck aufweist: der Aelpler schmückt seine Stube und sein Haus gern mit Reisig und Grün und gibt so die Freude an der im Feierkleide prangenden Natur zu erkennen; auf Bergen und im Thal blühen die Blumen, welche des Sommers Nähe bedeuten; Schnee und Eis sind selbst auf der Alpe schon selten, und die Vorbereitungen zum Viehauftriebe auf die „Alm", der nicht eher erfolgen kann, als bis im Thale voller Sommer herrscht, werden bereits getroffen.

Ein seltsamer Gebrauch hat sich in einem Theile Steiermarks und Kärntens erhalten, der an die alt=

germanischen Festlichkeiten zum Empfange der sommerlichen Zeit erinnert und in den Volkssitten von Schwaben, Franken und Oberbaiern so gut wie in Mecklenburg, Westphalen und anderen Gegenden Norddeutschlands Aehnlichkeiten aufzuweisen hat. Am Pfingstsonntag nämlich verläßt jedes sehr früh sein Lager, Knecht und Dirne eilen hinaus, verrichten im Freien ihr Morgengebet, pflücken Blumen und winden Kränze, schleichen aber vor Allem in die Schlafkammern der Nachbarn, und wehe dem, der an diesem Tage den Sonnenaufgang verschläft. Er wird mit Wiesenblumen bekränzt, vielfach verhöhnt und erhält den Spottnamen „Pfingstlucken", welcher ihm noch lange nachher anhaftet. Dieser uralte Brauch reicht weit über die deutsche Sprachgrenze der Steiermark und Kärntens und herrscht auch in dem slavischen Theile dieser Länder. In Obersteiermark bekommt Derjenige, welcher im Hause am spätesten aufsteht, den Namen „Pfingstnudel" und wird mit demselben fortwährend geneckt. Auf die Bezeichnung kommt es weniger an, und in der Sache hat man es hier offenbar mit demselben Gebrauche zu thun, der auch im nordwestlichen Böhmen und im fränkischen Gebiete herrscht, wo der spät Aufstehende mit dem derben Spottnamen „Pfingstlümmel" bedacht wird; auch in Schwaben findet sich der „Pfingstlümmel", und in Westphalen sowie in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands gelten der „Pfingstfuchs" oder die „Pfingstbraut", d. h. der Bursche oder das Mädchen, welche am Pfingsttage mit den Kühen zuletzt auf die Weide kommen, ebenfalls für einen besonderen Gegenstand des Spottes und werden mit Wiesenblumen, wohl

auch mit Stroh oder Nesseln bekränzt. Im Harz wird das auf die Weide getriebene Vieh ebenfalls bekränzt; dies erinnert wieder an die Sitte in der mittleren Steiermark. Dort erhält die Kuh, welche an dem genannten Tage zuletzt auf die Gemeindeweide gelangt, einen Kranz. In der Gegend von Straden und Mureck ist dies allgemein üblich. So werden Mensch und Vieh verspottet, welche an diesem Tage zu spät im Freien erscheinen, die „Pfingstlucken" mit ihrem Blumenkranze wird überall lärmend begrüßt. Im Hause aber schleichen am Pfingstsonntag-Morgen Hausväter und Hausmütter in die Schlafkammern der Söhne und Töchter, zu den Schlafstellen der Knechte und Mägde, um Jemanden zur „Pfingstlucken" oder „Pfingstnudel" zu machen.

Die Erklärung dieses Gebrauches liegt nahe. Hatte man in der Vorzeit die freudige Sommerszeit bei ihrem Nahen festlich begrüßt, so begannen diese Feste schon bei Sonnenaufgang, und Jeder wollte am frühesten Morgen im Freien sein, wenn sich die Reize der Natur so schön entfalteten. Erschien Jemand zu spät, so wurde er wohl verspottet und verlacht, und die Naivetät des Volkes hat diesen Spott sogar auf das Vieh, welches zu spät auf der Weide anlangt, ausgedehnt. Vor Kurzem noch wurde in einigen Gebieten Steiermarks diesem Gebrauche weit ausführlicher gehuldigt, wodurch die uralten Festlichkeiten noch mehr angedeutet erscheinen. Da auch hierüber aus diesen Gegenden noch nichts bekannt ist, finde die Mittheilung eines Landmannes aus dem Dorfe Ober-Seibersdorf hier ihren Platz. Zu Ober-Seibersdorf, erzählt dieser, waren am Pfingstmontag der Umzug mit

der zu spät aufgestandenen „Pfingstlucken-Braut" und der „Fuchstanz" üblich. Die Bäuerinnen hatten zugleich ihr „Richtermahli" (Festmahl), das der Dorfrichter geben mußte und bei dem keine Männer anwesend sein durften. Nach dem Mittagessen begann der Umzug, die jungen Bursche zogen einen mit kleinen Fichten und Kränzen „aufgmaschkerten" Wagen durch das Dorf, auf welchem die „Pfingstlucken-Braut", weiß gekleidet, mit zwei „Kranzeljungfern" saß; Letztere waren im bunten Gewande, alle Drei aber hatten weiße Tücher auf dem Kopfe. Rückwärts schob die Dorfjugend den Wagen und warf der „Braut" Kränze aus Brennnesseln und Laub zu als „Brautkränze". Die Bursche zogen den Wagen bis zu dem Hause, wo die Bäuerinnen ihr Pfingstmahl hatten, erhielten dort Speise und Trank, fuhren auf's Feld und von da wieder in's Dorf. Dort hatten sie dann ihre eigentliche Festmahlzeit und in der Tenne den „Fuchstanz". Ein Fuchs wurde nämlich von den Burschen schon am Tage vorher gefangen und im Dorfe bei den Häusern vorgezeigt, wofür Geld- oder Naturaliengeschenke einliefen. Diese verwendete man zu einem ländlichen Ball, der „Fuchstanz" genannt.

Welch' eine Zahl germanisch-mythologischer Beziehungen in diesen Bräuchen! Das Fest zum Empfange des Sommers, die Bloßstellung der Person, welche dieses Festes-Eröffnung verschlafen hatte, die Beziehung auf Thor, den Donnergott, der auch als Gott des Sommers gilt, da ja nur in den Sommertagen sein Donner erschallt, und endlich die Vorführung des Fuchses; der Fuchs war dem Thor heilig wie andere röthlich behaarte

Thiere, welche an des Gottes rothen Bart erinnern. Die Erwähnung des Fuchses findet sich bei den Pfingstgebräuchen in Deutschland nicht selten, das Herumtragen eines Fuchses ist auch in der Altmarkt üblich, und in Westphalen heißt die zuletzt auf die Weide gekommene Person „Pfingstfos" (Fuchs).

Zu Wagendorf in Mittel-Steiermark fand vor etwa dreißig Jahren noch folgende Pfingstfestlichkeit statt, die ebenfalls höchst charakteristisch erscheint und an den Ritt des „Wasservogels" oder „Pfingstls" in Niederbaiern, an die Pfingstritte in Schwaben sowie an ähnliche Uebungen in Pommern, Mecklenburg und Thüringen erinnert. Die Festlichkeit hieß der „Pfingstlucken-Ritt" und wurde insbesondere von „Halter- und Ochsenbuben" (also von Viehhirten) arrangirt. Auf der „Hald" (Weide) war ein Platz bestimmt, und wer an dem genannten Tage mit seinem Vieh zuletzt dort ankam, war „Pfingstlucken", er wurde bei dem nachfolgenden Ritte bekränzt. Aber auch wer als der Erste, Zweite und Dritte u. s. w. auf dem Platze eintraf, spielte eine Rolle. Der Erste (kamen deren Zwei gleichzeitig an, so galt dies für alle Zwei) erhielt den Namen „Fahnlführer", der Zweite hieß „Klaubauf", der Dritte „Krotenstecher". Die Anderen erhielten ebenfalls verschiedene scherzhafte Namen, und der Letzte war eben die „Pfingstlucken". Am Pfingstsonntag Nachmittags zeigte sich schon das ganze Dorf in Aufregung, jeder Bauer gab gern ein Pferd für den Zug her, der nun zusammengestellt wurde. Die Bursche erhielten Sträuße von den „Dirndln", und von einem bestimmten Versammlungsorte aus begann nun der

„Pfingstlucken = Ritt". Voran ritten die „Fahnlführer" mit kleinen Fähnchen, hinter ihnen kam der „Krotenstecher" mit Helm und Schwert und einem langen Spieß auf dem eine Reihe von Fröschen und Kröten steckte, die von der Dorfjugend inzwischen gefangen worden waren. Es folgten die „Stababkehrer" mit großen Besen, welche sie beim Vorüberreiten an einer Wasserlache hineintauchten und die Leute bespritzten; die „Klaubauf" hinter diesen griffen auf, was ihnen während des Weges in die Hände kam, und warfen es zwischen die Begleiter. Auch die anderen Reiter mit ähnlichen Scherznamen „machten allerlei Schwänk". Zuletzt kam die „Pfingstlucken" ganz mit grünen Birkenreisern umflochten und bekränzt auf dem schlechtesten Rosse. Der Zug lenkte in das nahe St. Veit und stellte sich in der Nähe der Kirche in Reih' und Glied auf, gerade wenn die Leute vom Nachmittags-Gottesdienste heimkehrten; hier schlenderte der Krotenstecher seine Frösche und Kröten unter die Zuschauer, und Jeder trieb Possen, entsprechend seinem Namen. Dann ging's wieder in's Dorf, und es fand der „Fuchstanz" statt. Die herrschaftlichen Beamten und Honoratioren befanden sich ebenfalls unter den zahlreichen Zuschauern, und dem Gebrauche wurde dadurch ein rasches Ende bereitet, daß einmal der „Krotenstecher" einige dieser Respect-Persönlichkeiten mit Kröten bewarf, worauf im Jahre 1847 der „Pfingstlucken-Ritt" behördlich verboten ward. Die Spiele der Knaben erinnerten einige Zeit noch an diese Uebung.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts betheiligten sich am „Pfingstlucken-Ritt" daselbst noch angesehene Bursche

des Dorfes und selbst verheiratete Männer, nicht blos die Hirten; auch waren die Reiter, den Berichten nach schön militärisch ausgerüstet und zogen schon Vormittags nach St. Veit; der Erste an der Spitze des Zuges hatte einen Besen und hieß der „Maulabwischer". Er fuhr mit dem Besen den Leuten unversehens in's Gesicht, und der freilich derbe Scherz gab dann immer zu lachen. Alle diese Gebräuche erinnern an das uralte Sommerfest, so die Einhüllung der „Pfingstlucken" mit Reisern, die Fichtenbäumchen, und da es nicht unwahrscheinlich ist, daß in alten Zeiten ein allegorisches Spiel stattfand, welches die Niederlage des Winters im Kampfe mit dem Sommer darstellte, so könnte die „Pfingstlucken", welche von dem Grün der Zweige verdeckt, ist, wohl auch den besiegten Winter bezeichnen, dessen Morgen erst spät anbricht und den das sommerliche Grün verschwinden macht. Zu bemerken ist auch, daß die Kröte zum Gotte Thor ebenfalls in Beziehungen stand, kommt die Bezeichnung „Donnerkröte" ja noch heute vor. Der „Krotenstecher" ist also jedenfalls eine daran gemahnende Gestalt des Zuges.

Daß die Hexen zu Pfingsten eine besondere Gewalt haben, weiß im Alpenlande Oesterreichs Jedermann, und es werden die grauenvollsten Geschichten davon erzählt, welche wir ihres Umfanges wegen hier nicht erwähnen können. Besonders im Mürzthale der Steiermark ist der Hexenglaube stark verbreitet; man trifft auch wohl Vorsorge, daß die Hexen dem Vieh nicht schaden, den Menschen nichts zu Leide thun und ihren bösen Einfluß auf die Witterung nicht äußern können.

Verschiedene Gebete und Segenssprüche sind dagegen, wie Bauer und Bäuerin zu erzählen wissen, das allerbeste Mittel.

Im Oberlande der Steiermark, in der Gegend um Murau, jener kleinen uralten Stadt, die, weit abseits vom Bahnstrange liegend, alte Sitten und Eigenthümlichkeiten noch vielfach bewahrt hat, herrschen auch in der Kirche noch die Gebräuche alter, wenn auch noch nicht allzu lange vergangener Zeit. So findet sich in Schöder nahe bei dem genannten Städtchen, eine stattliche Kirche. Die Mittelöffnung im Gewölbe des Hauptschiffes darin heißt das „Heiligen-Geist-Loch", und durch diese Oeffnung wurde noch vor Kurzem am Pfingstsonntag an einer Schnur die aus Holz geschnitzte Taube als Sinnbild des heiligen Geistes herabgelassen und in drehende Bewegung versetzt, als wollte sie auf die versammelte Gemeinde hinabschweben. Es geschah dies unmittelbar vor der Predigt, während der Absingung des ebenfalls nur an diesem Tage üblichen Pfingstliedes. Im vorigen Jahrhundert und vor kaum fünfzig Jahren noch diente dieses „Heiligen-Geist-Loch" zu noch seltsamerem Gebrauche Man warf nämlich durch dasselbe gedörrtes Obst, Lebkuchen und dergleichen Näschereien auf das Kirchenpflaster hinab. Die jungen Bursche und Mädchen suchten davon in aller Eile möglichst viel aufzulesen, plötzlich aber ergoß sich Wasser aus derselben Oeffnung auf die Sammelnden und durchnäßte sie tüchtig. Damit sollte die Außgießung des heiligen Geistes mit seinen Gaben angedeutet werden. Ueber diese Sitte wurde dem Verfasser vorliegender Zeilen von einem Gewährsmann aus Schöder Mit-

theilung gemacht, und der Großvater des Letzteren erinnerte sich genau, als Knabe eifrig beim Sammeln der aus dem „Heiligen-Geist-Loche“ geworfenen Gaben betheiligt gewesen zu sein. Die vielfachen Unzukömmlichkeiten und das Unpassende dieses Volksbrauches haben demselben im vorigen Jahrhundert in Steiermark ein Ende gemacht und nur das Herablassen der „Heiligen-Geist“-Figur ist bis vor Kurzem noch beibehalten worden. In Kärnten dagegen soll an verschiedenen Orten das Ausgießen des Wassers aus dem „Heiligen-Geist-Loche“ heute noch bestehen. Das Herablassen der Figur erinnert an die in einigen Gegenden Tirols und Kärntens herrschende Uebung, zu Ostern eine geschnitzte Figur Christi durch dieselbe Oeffnung in der Kirche emporzuheben und damit die Auferstehung anzudeuten.

Eine besondere Beachtung verdienen auch die sogenannten „Pfingstbrünnln“ im Oberlande Steiermarks an der Salzburger und Kärtner Grenze, die sich zumeist im Walde befinden und in der Pfingstzeit ein Gegenstand hoher Aufmerksamkeit werden. In der Nähe Muraus befinden sich mehrere solche Pfingstbrünnlein unter diesem Namen. Am Pfingstsonntag Nachmittags begibt sich Jung und Alt, Groß und Klein zu diesen Wasserquellen; man setzt sich auf die Baumstöcke und Baumwurzeln, ins Gras und auf den Waldboden, die Buben erklettern die Bäume, es wird allerhand Kurzweil getrieben, gesungen und gejodelt und recht viel des frischen Wassers getrunken, jedoch auch dem mitgebrachten kräftigen Weine zugesprochen. Man nennt dieses Wasser den „Heiligen-Geist-Thau“ und auch die Brunnen die „Heiligen-

Geist-Brunnen". Früher wurden sogar Auszüge in geordneter Schaar mit Musik zu diesen Quellen veranstaltet, die außer dem Pfingstsonntage vollkommen unbeachtet bleiben.

Auch diese Sitte erinnert an die Vorzeit, in welcher gewisse Quellen heilig gehalten wurden und dem Wasser überhaupt eine stärkende Kraft zugeschrieben ward, auch hier scheint sich die Erinnerung an das Frühlingsfest, zu dem man bei der geweihten Quelle zusammenkam, erhalten zu haben. — So deuten auch die meisten der Pfingstgebräuche des Alpenlandes auf den Zusammenhang mit der Zeit unserer germanischen Vorfahren hin und lassen ersehen, wie werthvoll dem Culturforscher die Kenntniß derartiger Uebungen des Volkes sein muß.

Das St. Nicolaus-Spiel im steierischen Ennsthale.

Die Sitten und Gebräuche unserer Ahnen haben sich nirgends so lange und wenig verändert erhalten, als in jenen Theilen des Alpengebietes, welche theilweise zu Baiern, theilweise zu Oesterreich gehören und in neuerer Zeit auch wirklich mit aufmerksamerem Blicke durchforscht werden. Insbesondere ist es das Volkslied, welches noch in den mehr abgelegenen Wald- und Gebirgs-Thälern von den Bewohnern gepflegt wird und sowohl in poetischer als in culturhistorischer Beziehung

manche Ausbeute für Denjenigen verspricht, der sich dem Nachspüren dieser poetischen Aeußerungen des deutschen Volksthumes in den Alpen zuwenden will. Damit zusammen hängt das Volksschauspiel. Es ist vielfach nichts Anderes als ein dramatisches behandeltes Lied, oder, wenn man will, eine Reihe von Liedern, die durch einen dramatischen Faden zusammengehalten werden. Das Volksschauspiel im engeren Sinne wird immer nur vom Landvolke selbst zur Darstellung gebracht, und reicht in seiner Entstehung oft in das sechzehnte Jahrhundert und noch weiter zurück; es tritt zumeist in der Form von Weihnachts- oder Hirtenspielen, sowie von Passions- oder Osterspielen auf; die ersteren sind in den österreichischen Alpenländern; Kärnten, Steiermark, Salzburg, auch wohl in Ober- und Niederösterreich sehr gebräuchlich, die Passionsspiele scheinen mehr dem nordwestlichen Gebiete der deutschen Alpen, insbesondere dem baierischen Hochlande anzugehören. Doch hat auch Steiermark sein originelles „Leiden Christi"-Spiel aufzuweisen, dessen in einem vorhergehenden Aufsatze, Seite 22 gedacht wurde. Außerdem geben auch andere bestimmte Tage Veranlassung zu solchen volksthümlichen Ausführungen, und zu einem dieser Tage gehört der 6. December, an dem die katholische Kirche das Fest des heiligen Nicolaus feiert. Es ist, wie bekannt, vielfach in den katholischen Ländern Deutschlands üblich, an diesem Gedächnißtage des „heiligen Bischofs Nicolaus" die Kinder zu beschenken auch zieht wohl auf dem Lande ein als Bischof verkleideter Kinderfreund umher, gewöhnlich in Begleitung eines kettenrasselnden Knechtes Ruprecht und vertheilt an

die Kinder Gaben von Aepfeln, Nüssen und Marcipan und sonstigen Näschereien, nachdem er die Kinder vorher zur Frömmigkeit und Gehorsam gegen die Eltern ermahnt, sie etwa auch über verschiedene ihrem Verstande naheliegende Kenntnisse geprüft und die unwissenden und unfolgsamen mit scharfen Tadelworten entlassen hat.

In den oberwähnten Alpenländern herrscht diese Sitte fast ausnahmslos, aber im Ennsthale der oberen Steiermark fand ich damit eine Art Volksspiel verbunden, das in Anwesenheit der Großen und Kleinen noch vor wenigen Jahren auf einfache Weise aufgeführt wurde und das nicht nur überraschend poetische Schönheiten enthält, sondern auch in seiner einfachen Gliederung, in der Diction und in vielen Wendungen an die poetischen Spiele des späteren Mittelalters erinnert und insbesondere den dramatischen Dichtungen des Hanns Sachs sehr ähnlich ist. Alle diese Momente weisen auf ein hohes Alter des Nicolaus-Spieles hin, und einem günstigen Zufalle während meiner Anwesenheit in dem schönen und freundlichen, den Kennern unseres Alpenlandes überaus wohlbekannten Dorfes Liezen in Obersteiermark, sowie der Unterstützung meines Freundes Christoph Köllner, Notars daselbst, ist es zu verdanken, daß mir aus dem Munde der Darsteller selbst der Text zu diesem interessanten Denkmale dramatisch-poetischen Lebens im Volke bekannt wurde und es möglich ist, im Nachfolgenden die Darstellung zu skizziren.

Das Spiel fand gewöhnlich am Nicolai-Tage, und zwar ohne viel scenischen Apparat, etwa in einem größeren Zimmer, statt, das durch einen höchst einfachen Vorhang

getheilt war. Nach dem Aufziehen desselben traten nach und nach ein Jäger, ein Engel, ein geistlicher Herr, der Bischof Nicolaus, der Teufel, ein armer Waldbauer und der Tod auf. Der Darsteller des Bischofs hat eine goldpapierne Bischofsmütze auf dem Kopfe, einen Bischofsstab in der Hand und ein weißes faltiges Gewand an; der Teufel ist mit einigen höllischen Begleitern möglichst gräßlich herausgeputzt; der Tod hat anliegende weiße Tricots, auf denen durch schwarze Farbe das Knochengerüste möglichst veranschaulicht wird. Das Publikum besteht nicht nur aus erwachsenen Zuschauern, sondern insbesondere auch aus den Kindern, welche, ohne es selbst voraus zu wissen, in die Handlung eingreifen. Diese beginnt mit dem Auftreten des Jägers, der nach einer kurzen Begrüßung der Gesellschaft spricht:

„Ich tritt herein in dieses Haus,
Ich bin der Jäger von St. Nicolaus.
Ich bitt' den Herrn und auch die Frau,
Ob der heilige Herr Nicolaus nicht hereinkommen kann,
Und thut Ihr es erlauben, so sprechet: Ja!
Dann werd' ich's meinen Kameraden unterbringen,
Da werden sie hupfen und springen
Und dabei Juchhe singen.
Nun kommt ihr herein,
Schöner Engel und Kindelein!"

Der Engel, welcher nun auftritt, spricht:

„Ich tritt herein in dieses Haus,
Ich komm' mit dem heiligen Mann Nicolaus,
Ihr Hausväter und Hausmütter,
Bringet Eure Kinder hervor,
Damit sie St. Nicolaus was beten vor."

Die Kinder betreten nun die Bühne, und ein gleichzeitig erscheinender geistlicher Herr, natürlich auch eine Theaterfigur, spricht:

„Gelobt sei Jesus Christus!
Mich hat mein Oberhirt gesandt,
Die Kleinen zu belehren, die Großen zu ermahnen,
So geh'n wir's an in Gottes Namen."

Er fängt nun einige Kinder wirklich zu befragen an. Inzwischen tritt die vornehmste Person des Spieles, Nikolaus selbst, auf und spricht nachfolgende Verse:

„Gelobt sei Jesus Christ!
Ich tritt herein in dieses Haus,
Ich bin der heilige Mann Bischof Nikolaus.
Jetzt ist die Zeit kommen an,
Wo man die Kinder heimsuchen kann. —
Im Anfange erschuf Gott alle Ding',
Die Erde und den Himmelsring.
Zugleich das große Firmament,
Wo zwei große Lichter steh'n,
Das erste bei Tag, das and're bei Nacht,
Das hat man Alles wohl betracht'.
Die Fischlein sollten im Wasser schwimmen,
Die Vöglein sollten in Lüften singen.
Es sagen's Fisch und Wasserstrom,
Daß Gott die Menschheit erschaffen will,
Da erschafft' er's nach seinem Ebenbild.
Nun, ihr Hausväter und Hausmütter,
Bringet Eure Kinder hervor,
Auf daß sie mir was beten vor,
Ich will die Guten belohnen, die Bösen bestrafen.
Hier ist Derjenige, den Gott mitgesandt hat,
Der wird die Kleinen belehren, die Großen erinnern."

Gemeinsam mit dem Geistlichen nimmt Nikolaus hierauf die Befragung der Kinder vor, läßt sie kleine Gebete hersagen und stellt auch wohl an die etwas größeren Fragen aus dem Katechismus. Einige Zeit darnach zieht sich Nikolaus mit dem Geistlichen zurück und es tritt kettenrasselnd die Gestalt des Teufels in Begleitung Mehrerer ein. Alle tragen Gabeln, Ketten und dergleichen höllische Attribute mit sich. Lucifers Rede ist verhältnißmäßig lang und verräth an verschiedenen Stellen das Alter der Verse, die wohl hier und da corrumpirt erscheinen; sie sei an dieser Stelle mitgetheilt:

„Ha, Ha!
Ihr habt mich berufen und jetzt bin ich da,
Ihr habt mich noch nie geseh'n,
Weil ich so tief in der Hölle bin g'wen (gewesen),
Und weil mich Gott herausgenommen,
Zu strafen die Bösen und nicht die Frommen.
Und dieweil muß ich jetzt vollziehen meine Pflicht,
Weil Ihr Euch diese Zeit habt gebessert nicht.
Und dieweil ihr in Sünden und Laster her und her
Und immer schlechter werdet, Hausväter und Hausmütter.
Ueber Euch habe ich wohl viele große Klagen,
Die mir der heilige Mann Nicolaus hat vorgetragen,
Da Ihr über Eure Kinder eine so schlechte Zucht thut haben,
Indem ihr sie nicht beten wollt lehren
Und sie nicht in die Kirche schickt, die Meff' und Predigt anzuhören,
So müsset ihr in der Hölle leiden, ewig, immer und ohne End',
Weil Gott in Ewigkeit dann Eurer nicht gedenkt.
Es haben es schon viele erfahren,
Aber Ihr wollt es noch nicht glauben.
Der heilige Nicolaus ist ein heiliger Mann,
Der Euch etwas schenkt und Euch belehrt

Und Ihr Euch doch nicht zur Buß' bekehrt.
Hausväter und Hausmütter,
Eure Kinder fragt ihr auch nimmer mehr:
Seid Ihr gewesen in der Kirch' und in der Predigt?
Oder was sie noch von der Predigt wissen —
Sie laufen auf der Gasse, oder zum Essen wie die Rinder,
Ist das eine Zucht für Eure Kinder?
Ach Welt und Blut und Eitelkeit,
Wie wird es noch einmal zugehen in der langen Ewigkeit.
Wollet ihr nun den heiligen Mann Nicolaus noch vexiren,
So werdet Ihr bei Gott die Gnad' verlieren.
Ich, ein armer Teufel, hab' begangen eine einzige Sünd',
Die mich so tief in die Hölle bringt;
Und Ihr begeht soviel tausend Sünden,
Und Ihr wollet noch den Weg zum Himmel finden?
O wie blind sein doch die Leut,
Verscherzen ihre kostbare Zeit. —
Mit Eurem Freud'- und Wollustleben
Geht Ihr der Hölle zu soeben.
Gott für Euch am Kreuz ist gestorben
Und hat für Euch das Himmelreich erworben,
Er hat vergossen sein letzten Tropfen Blut,
Den Ihr mit Füßen treten thut.
Die Tänzer und Springer mit Ihrem Uebermuth,
Die jagt's herum brav auf der Glut;
Da mach' ich Euch heiße Feuerflammen,
Daß' über Euerm Kopf geht zusammen.
Und die überflüssig haben getrunken und gegessen,
Die thut man binden an Händen und Füßen
Und thut sie braten an den Spießen,
Die Raufer, die Flucher, die Schelter sogar
Die schleppt man herum bei die Haar.
Weil Raufen und Fluchen gewesen Eure größte Freud',
Werdet Ihr dafür gepeinigt in Ewigkeit.
Die Ehrabschneider hängt man bei den Füßen auf
Und schneidet ihnen die Zunge heraus.

Da heizt man drunter brav zu
Und in Ewigkeit habt Ihr kein' Ruh'.
Und die verstockten Sünder,
Die treibt man gar stark herwieder,
Daß Euch der Kopf springt hernieder.
Mit glühenden Peitschen zerschlagt man Euch das Haupt,
Weil Ihr an keine guten Lehren habt geglaubt.
Die Wahrheit werdet Ihr erfahren
In Feuer, Gestank und Gefahren,
Und wenn dann einmal kommt die Zeit,
Wo die Seele vom Leib' abscheid't,
Da werd' ich meinen Fleiß gewiß nicht sparen,
Bis ich in Klauen Euch habe mit Haut und Haaren.
Hausväter und Hausmütter,
Haltet Euer Gebot wohl fest zusammen,
Sonst fall't Ihr Alle in die Höllenflammen,
Wo Alle Verdammten thun klagen:
Bist Du es, o Vater, verdammter Höllenbrand,
Wegen Deiner bin ich in die Höll' verdammt,
Und Du, o Mutter, hast mir auch Alls zugesagt,
Wenn ich bin in Sünden und Lastern herumgetappt.
Auch Ihr, meine lieben Kinder,
Wendet Euren Lebenslauf geschwinder,
So könnt Ihr noch werden glückselige Kinder.
Und wollt Ihr Euren Lebenslauf nicht mehr wenden,
So seid Ihr bald in den Teufels Händen.
Ach was Schrecken wird es sein,
Wenn ich Euch reiß' in die Hölle hinein,
Da bin ich Tag und Nacht dabei,
Wo allezeit Unglück vorhanden sei,
Da blase ich hinten und vorne recht zu,
Da habt Ihr vor mir keine Ruh'.
Ich will Euch die Höll' wohl tapfer hitzen,
Damit Ihr bei mir müßt ewig schwitzen.
Und ich will Euch einführen in mein Reich,
Daß Ihr müßt sieden und braten zugleich

Und ich will Euch einführen in mein Feuer,
Da wird Euch das Lachen wohl theuer. — —
Ich tritt herein wie ein feuriger Hund,
Und will Euch führen in den Höllengrund.
Jetzt will ich meine Predigt schließen und muß es lassen,
Weil mir Gott und der heilige Nicolaus nicht länger Zeit
lassen.
Und wenn ich Euch wollt' alle Wahrheit sagen,
So würde es noch kein End' nicht haben."

Nach diesen eindringlichen tadelnden Worten zieht der höllische Prediger nebst seinen Begleitern kettenrasselnd wieder ab, und ein armer Waldbauer tritt auf, dem keine bestimmte Rolle vorgeschrieben ist, sondern der in extemporirter Rede jammert, daß ihn hungere, und über die bösen Menschen und die schlechten Zeiten klagt. Nach seiner dem Talente des Darstellers überlassenen Rede tritt, die Sense in der Hand, der Tod ein und spricht die an das alte Volkslied anklingenden Verse:

Ich bin der Tod,
Mein Pfeil ist Gift.
Ich geh' hinaus
In die weite Welt,
Und such' mir aus,
Was mir gefällt.
Hoch und Nieder,
Groß und Klein,
Alles muß gestorben sein."

Er mäht den armen Waldbauer mit seiner Sense nieder und die Schaar der Teufel naht rasch, faßt den Getödteten bei den Beinen und will ihn hinausschleppen. Ihnen stellen sich aber einige inzwischen herzugeeilte

Engel entgegen, welche die höllische Schaar schließlich besiegen und den Leichnam mit sich fortführen. Damit ist auch das Spiel abgeschlossen.

Die Allegorie des zweiten Theiles, welche das Leben des Armen, Leidenden, der fromm bleibt und über den schließlich nach dem Tode die bösen Geister keine Gewalt haben, schildert, ist aus dieser Handlung leicht zu ersehen. Dieses volksthümliche Spiel ist im ganzen Ennsthale sehr verbreitet und wird am Abend des Nicolaus-Tages zur Darstellung gebracht. In Liezen, woher, wie erwähnt, die obige Version des Textes rührt, geschah diese Aufführung regelmäßig alljährlich, bis vor einigen Jahren zwischen den Darstellern sich einmal ein Streit entspann und nicht nur eine Rauferei, sondern sogar auch einen Proceß vor den Schranken des Strafgerichtes zur Folge hatte, aus welchem prosaischen Grunde die Behörde weitere Aufführungen im Orte verbot.

Es läßt sich vielleicht annehmen, da nahe bei Liezen sich die Benedictiner-Abtei Admont befindet und auf die culturelle und religiöse Volksentwicklung des ganzen Ennsthales heute noch von hervorragender Bedeutung ist, daß auch dieses Spiel seinerzeit von einem Admonter Geistlichen verfaßt wurde, wenigstens weisen die frommen geistlichen Ermahnungen und der Ton des Ganzen darauf hin, daß der geistliche Stoff wohl auch einen geistlichen Arbeiter gefunden.

Weihnachtsglaube und Weihnachtsmärchen aus Steiermark.

Wie überall in den Bergen des südwestlichen Theiles unserer schönen österreichischen Heimat, so hat sich auch in dem Gebirgslande Steiermark, hinter den Höhen des Semmering, in den Thälern längs des Zuges der Fischbacher Alpen, im Thale der Mürz und der Mur, wie in dem der schäumenden Enns, im Gebiete des majestätischen Hochschwab und auf dem Boden der Mark überhaupt, soweit er deutsche Bevölkerung beherbergt und darüber hinaus, wie wir schon öfter gesehen, mancher uralte Volksglaube und Brauch erhalten, dessen Ursprung bis in die graue Vorzeit zurückreicht; die Gelehrten finden in diesen Bräuchen und Volksmeinungen zahlreiche Spuren des einstigen germanischen Alterthums und in der That bieten verschiedene Züge und Momente volksthümlicher Sitte der Alpenvölker Oesterreichs Erinnerungen an die Uebung jener fernen Vergangenheit.

Zu einer der wichtigsten dieser Perioden zählt Weihnachten. Nicht nur die Geburt des Erlösers wird in Haus und Kirche mit großem Jubel in Steiermark gefeiert, die Zeitperiode dieser Festtage gilt auch als eine besonders geheimnißvolle, zauberdurchwehte und wer es richtig anzufassen weiß, kann in derselben viel ergründen, was sonst im geheimnißvollen Reiche der Zukunft verborgen liegt. Es ist kein Zweifel, daß der Volksglaube

in Steiermark damit die Erinnerung an die Zeit des germanischen Julfestes, der Feier der Wintersonnenwende, bewahrt hat, welche gegen Ende des Jahres stattfand und in welche Tage vielleicht absichtlich von der Kirche auch das Fest der Geburt Christi verlegt worden ist, um nach und nach die heidnischen Anschauungen zu verwischen. Man erzählt sich heute noch im Volke wunderbare Geschichten, die mit der Weihnachtszeit zusammenhängen. Insbesondere in die eigentliche Christnacht hat, wie in die Johannis- und Walpurgisnacht oder in die Nacht vom letzten auf den ersten Tag des Jahres der Volksglaube viel Geister- und Gespensterspuk verlegt; in dieser Nacht kann man durch Blei- oder Wachsgießen und durch eigenthümliche zauberhafte Vorkehrungen erforschen, ob Jemand im nächsten Jahre stirbt oder heiratet, man kann den Teufel zwingen, große Reichthümer herbeizuschaffen, man kann sogar alle Thiere im Stalle oder im Walde sprechen hören und von ihnen wieder allerlei zukünftige Dinge erfahren.

Darüber einige Märlein, welche aus dem Munde von Personen stammen, die, dem eigentlichen Landvolke angehörend, an die Wahrhaftigkeit derselben fest glauben. In der Christnacht nach 11 Uhr, also gerade zur Zeit der Mette, um welche Stunde das Christkind geboren wurde, reden die Thiere. Einige sagen, nur die Pferde. Wer sich unter den Futtertrog legt, vernimmt ihr Gespräch. War nun ein Bauer im Mittellande Steiermarks, dem ließ die Neugierde keine Ruhe, was seine Pferde im Stalle wohl sprechen würden. Er verbarg sich zur bestimmten Zeit im Stalle unter dem Futtertrog. Und

siehe da, die Rosse begannen zu sprechen und sprachen von ihrem Herrn und besprachen es, was sie wohl nun für einen Herrn bekommen würden, denn der jetzige müsse ja bald sterben. Voll Angst und Verwunderung hörte der Bauer diese Unterredung der Pferde und verließ in tiefer Betrübniß den Stall. Wie die Thiere vorher gesagt, so trat es aber auch ein, von der Stunde an ward der Bauer kränklich und noch waren nicht viele Wochen des neuen Jahres vorübergegangen, so hatte ihn auch die Strafe seines Vorwitzes getroffen und er war eine Leiche.

Heiterer ist die Geschichte von einem Knechte, der die Ochsen im Stalle behorcht hat. Während der Zeit der Mette war dieser allein zur Bewachung im Hause zurückgeblieben, er lag im Stalle in seinem Bette, da vernahm er plötzlich, wie ein Ochs zu dem übrigen Vieh für den Knecht ganz vernehmbar sagte: „Morgen wird unser Herr bei der ersten Gabel Kraut ersticken." Allerdings hielt der Knecht nicht viel auf diese Prophezeiung, aber, da er seinen Herrn gern hatte, war's ihm dennoch nicht gleichgiltig. Am Weihnachtstage saß der Bauer mit dem ganzen Gesinde bei Tisch, als er aber die erste Gabel Kraut hervorlangte, dachte der Knecht an die Rede des Ochsen und schlug dem Manne die Gabel sammt dem Kraut und einem Bissen Fleisch aus der Hand, so daß Alles unter den Tisch fiel. Man kann sich den Zorn des Bauers denken, der aufsprang und rief: „Was ist denn das? Hast denn gar keine Achtung vor Deinem Herrn mehr?" Da erzählte der Knecht den ganzen Hergang und siehe da, der Haushund ist unter dem Tische auf

den Bissen losgefahren, fraß ihn auf und erstickte daran. Hier zeigte sich wohl das Eingreifen Gottes, welcher es so gefügt, daß der Knecht die Rede des Ochsen belauscht, verstanden und seinem Herrn das Leben gerettet hatte.

Ein Anderes: Ein Bauer zu Wartberg im Mürzthale versteckte sich selbst in dem Stalle, um das Gespräch seiner Ochsen zu hören. Wirklich begann einer und sagte: „Ich komme im nächsten Jahre auf den Tisch und bleibe nicht am Leben,“ dabei brüllte er so wehmüthig, als eben ein Ochse nur brüllen kann. Ein Anderer sagte: „Mir wird's auch nicht gut gehen, ich werde über einen steinigen Abhang hinabstürzen.“ „Gibt's denn kein Mittel dafür?“ fragte nun der erste Ochse. „Freilich,“ entgegnete der Andere, „eine Zwillingsähre (d. h. eine doppelte Aehre) hilft gegen Alles.“ Der Bauer war froh, zu wissen, was für das verunglückte und kranke Vieh gut ist und machte sich eilends davon. Er wäre auch um's Leben gekommen und von den Ochsen erstoßen worden, wenn diese ihn bemerkt hätten und würde dann seinen Vorwitz bitter gebüßt haben.

Recht lustig ist das Geschichtchen, welches dem Fritzen Jackel zu Wagendorf passirt ist. Das war ein großer Spitzbube, er ging gerade in der Christnacht Hasen stehlen und brachte richtig einige zusammen, die er nach Hause trug, indem er die Hinterläufe der Thiere fest zusammenband, die Hasen auf eine Stange steckte und diese Stange auf die Schulter nahm. Als er bei Wagendorf gegen die Straße zu kam und meinte, die Hasen seien todt, begann sich der hinten hängende zu regen und rief:

Der Fritzen Jackl hat mi g'schränkt, *)
Hat mi auf'n Stecken aufig'hängt.

Der Dieb entsetzte sich, warf beide Hasen weg und eilte über Hals und Kopf nach Hause. Am nächsten Tage, also am ersten Weihnachts-Feiertage ging er an den Ort nachschauen, ob die Hasen noch daseien, aber es war keiner mehr zu sehen. Von demselben Fritzen Jackl erzählt man, daß er, der ein verwegener Wilddieb war, die Kunst verstand, wenn er einem Jäger begegnete, sich mit einer Zauberformel niederzusetzen, worauf er einem Stocke, d. h. dem Stumpfe eines gefällten Baumes gleich sah.

Daß man in der Christnacht auf allerlei Weise die Zukunft erfahren kann, darüber wurde oben gehandelt. Wer um Mitternacht den Kopf zum Fenster hinaussteckt, jedoch verkehrt, so daß er aufwärts schaut, der sieht alle Häuser des Dorfes und auf dem Giebel desjenigen, in welchem im nächsten Jahre Jemand stirbt, eine Todtentruhe. Ein Halterbub probirte dies einmal, aber, o weh; er sah auf dem eigenen Hause, in welchem Niemand als er allein wohnte, den verhängnißvollen Sarg. Darüber wurde er trübsinnig und siech und bald hatte sich auch das prophetische Zeichen an ihm erfüllt, er starb wirklich, kaum daß noch der Frühling gekommen war.

Man kann auch in anderer Weise in der Christnacht erfahren, was die Zukunft bringen wird, wie die nachfolgende Geschichte lehrt. Im gräflich Batthyanyi'schen Schlosse Burgau war zu Anfang dieses Jahrhundertes

*) D. h. die Beine kreuzweis übereinander gebunden, auch wohl mittels eines Einschnittes durch den Fuß ineinander gesteckt.

ein Schaffer. Eine Reihe von Kriegsjahren war für die Steiermark trüb genug vorübergezogen, denn man zählte das Jahr 1808 und schon zweimal hatten die Franzosen seit kaum zehn Jahren das Land als Feinde betreten und hart bedrängt. Der Schaffer von Burgau hätte nun gerne gewußt, was das nächste Jahr 1809 bringen wird. Während der Christmette legte er sich daher auf den Boden der Kirche nieder und legte das Ohr an denselben. Da vernahm er ein Trappen und Gehen und Waffengeklirr, wie von einer großen Menge Soldaten. Und als er sich darauf erkundigte, was dies zu bedeuten habe, erklärten ihm Erfahrene, daß es wohl im nächsten Jahre wieder Krieg geben und der Feind Steiermark gewiß wieder betreten werde. Wirklich kamen die Franzosen im Jahre 1809 neuerlich als Feinde in's Land einmarschirt und es gab großen Krieg und viel Blutvergießen.

In St. Georgen an der Stiefing erzählt man Folgendes: Als Jesus Christus zur Welt kam, es geschah dies ja mitten in der Nacht, da freuten sich alle Thiere und verkündeten sich gegenseitig fröhlich in menschlicher Sprache seine Ankunft, die Geburt des Heilandes. Es geschah dies folgendermassen:

Der Hahn schrie um Mitternacht plötzlich: „Christus ist geboren!"

Der Hund fragte ihn: „Wo, wo? Wo, wo?"

Die Ziege antwortete: „Zu Bethlehem, zu Bethlehem."

Die Henne aber sagte; „Geht's nur glei hin, geht's nur glei hin."

Zur Erinnerung daran sprechen dies und anderes die Thiere heute noch in der Christnacht zur Zeit der Mette. — Diese Legende ist der Nachweis dafür, daß sich die alten Anschauungen auch im christlichen Sinne und mit besonderem Bezug auf das für den Christen so freudige Ereigniß der Geburt des Heilandes erhalten haben.

Für den Landmann ist die Weihnachtszeit auch die Zeit besonderer Loostage, d. h. solcher Tage, nach denen die Witterung einer bestimmten folgenden Zeit bestimmt werden kann. Bekannt ist die auch außerhalb Steiermarks verbreitete Wetterregel: „Grüne Weihnachten, weiße Ostern, rothe Pfingsten," letzteren Ausdruck erklärt man mit großer eintretender Dürre. Der Bauern-Kalender verzeichnet aber auch den Spruch: „Geht in der heiligen Christnacht der Wind vom Aufgang der Sonne her, so bedeutet dies großen Viehsterb." Ferner gilt die Regel: „Wie das Wetter an den zwölf Tagen vor dem Christtag ist, so ist es durch's ganze Jahr. Jeder Tag bedeutet dabei einen Monat. Die sechs Tage nach dem Christtag aber „brechen" die Hälfte von den zwölf Tagen, so daß eigentlich nur die letzten sechs gelten und nur ein halber Tag für den Monat gilt, z. B. der 19. December Vormittags für den Jänner, Nachmittags für den Februar u. s. w." Auch diese althergebrachten Wetterregeln hängen mit den Anschauungen längstvergangener Jahrhunderte zusammen und bilden einen kleinen Beitrag zum Volksglauben des steierischen Alpenvolkes, von dem der freundliche Leser im Obigen eine Reihe von Proben erhalten hat.

Bauernspiele und Volkskomödien im Alpenlande.

Gewisse Bruchstücke alter Poesie, mitunter von ganz ansehnlichem Umfange, haben sich auf dem Boden der Alpenländer von Oesterreich bis heute erhalten. Dies wird Jedem klar, der eines oder das andere jener volksthümlichen Lieder vernimmt, die leider von Tag zu Tag seltener werden und die insbesondere auf dem Gebiete religiöser Volksdichtung sich innerhalb des Bereiches dieser Länder noch vor wenigen Jahrzehnten häufig vorfanden, dies zeigen aber auch jene alten Volksschauspiele, welche in Kärnten, Ober- und Niederösterreich, in Salzburg und Steiermark, hauptsächlich aber in Tirol ebenfalls noch im 19. Jahrhundert durch Vertreter des Landvolkes selbst zur Darstellung gelangten, ja in den letztgenannten zwei Ländern bis heute üblich sind. Tirol hat noch eigene Bauerntheater, dort und in dem angrenzenden Hochlande Baierns sind dramatische Aufführungen von denen bisher wenig genug bekannt geworden ist, gar nichts Seltenes.

Leider haben sich dabei Elemente eingeschlichen, welche immer mehr vom Althergebrachten ablenken und es beginnt sich auf den ländlichen Volksbühnen die Mode und Affectirtheit geltend zu machen, wodurch das wirklich Volksthümliche in den Hintergrund gedrängt wird und sogar Gefahr läuft, ganz der Vergessenheit an-

heimzufallen. Letzteres ist schon beinahe geschehen auf dem Boden von Salzburg und Kärnten, auf dem Gebiete der Erzherzogthümer Oesterreich und in dem Herzogthume Steiermark.

Diese Gattung dramatischer Volspoesie und deren Entwicklung, insbesondere aber die Spuren von deren Bestehen auf dem Boden des Alpenlandes zu betrachten, scheint daher eine nicht undankbare Aufgabe und dürfte das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, der gewiß nicht davor zurückschrecken wird, ein Stückchen Literaturgeschichte mit in den Kauf zu bekommen. Es ist nämlich nothwendig, zu dem genannten Behufe einige Momente aus der Geschichte der Entwicklung unserer dramatischen Geisteswerke vorzuführen, da gerade mit den Stücken aus der älteren Zeit deutscher Dramatik die erwähnte volksthümliche Schauspieldichtung so vieles gemein hat.

Daß die Uranfänge des deutschen Theaters nicht nur in den religiösen Gebräuchen wurzeln, ist eine lange nicht mehr bestrittene Thatsache. Waren die verschiedenen liturgischen rituellen Gebräuche der Kirche auch dazu angethan, jene verschiedenen Oster-, Weihnachts- und Passionsspiele zu begründen, welche zuerst in lateinischer Sprache in der Kirche selbst, später aber in deutscher Sprache außerhalb des Gotteshauses zur Aufführung gelangten, so ist doch kein Zweifel, daß ganz unabhängig hievon schon Spiele, Tänze und dergleichen Lustbarkeiten von Alters her beim Volke üblich gewesen, und diese den Grund zu den volksthümlichen profanen Schauspielen legten, die ja später unter dem Namen der Fast-

nachtsspiele so zahlreich vorkommen und häufig zur Aufführung gelangten.

Gerade auf süddeutschem Boden und zwar insbesondere in Nürnberg, dann aber auch in der Schweiz finden wir die ersten Fastnachtsspiele von Bedeutung und haben in dieser Beziehung Hans Rosenblüt und Hans Folz als Dichter derselben sich einen hervorragenden Namen gemacht. Allerdings kamen ähnliche Spiele auch schon früher vor, abgesehen von den weltlichen Elementen, welche in die geistlichen Weihnachts- und Passionsspiele eindrangen und manchen Partien derselben sogar einen possenhaften Charakter verliehen. Jenes Eisenacher Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, das Schauspiel von Theophilus, die dramatisirte Geschichte der heiligen Dorothea und ähnliche Stücke aus dem Anfange des 14. und 15. Jahrhunderts haben sich sogar theilweise erhalten und gestatten daher einen Einblick in die Bewegung auf dem damaligen dramatischen Gebiete. Wenn auch diese Spiele immerhin der Legende oder der Bibel ihre Stoffe entnehmen, so kann man sie doch schon deshalb den profanen Schauspielen beizählen, weil sie nicht mehr in den Händen der Geistlichen waren, sondern schon die Darsteller im eigentlichen Volke zu suchen sind. Hier haben wir also die ersten Andeutungen volksthümlicher Stücke, welche von da an immer häufiger werden, und bald bewegt sich das dramatische Leben Deutschlands auch wirklich im Kreise des Volkes. Letzteres bemächtigt sich selbst der eigentlichen geistlichen Aufführungen, die öffentlich stattfinden, komische Scenen und Figuren werden im ernsten Gange der Handlung hiebei eingeschoben,

wozu insbesondere die auftretenden Teufel vielfach passende Gestalten abgeben, es erscheinen Marktschreier, Soldaten, Handwerker, also aus dem Volke herausgegriffene Personen, und geben zu heiteren Scenen mannigfaltige Veranlassung. Insbesondere finden wir schon zu jener Zeit auf Jahrmärkten Bühnen aufgeschlagen und „landfahrende" Personen mögen schon damals als Schauspieler aufgetreten sein.

Freilich sind die Bühnen sehr einfach und erinnern dadurch an jene noch bestehenden Volksbühnen des Landvolkes, denen insbesondere die vorliegenden Zeilen gewidmet sind. Sogenannte Zwischenspiele heiterer Natur wurden dem ernsten Gange der Handlung aus der heiligen Geschichte ebenfalls schon eingeschoben, es hat sich auch in dieser Richtung, wie wir sehen werden, bis heute im Volke selbst Manches erhalten.

So vermischte sich der geistliche und der weltliche Charakter der dramatischen Darstellungen, welche im 16. Jahrhundert ganz allgemein sind. Darauf hatte insbesondere die bewunderungswürdig reiche Thätigkeit des Hans Sachs, also wieder eines Nürnbergers, großen Einfluß ausgeübt; Hans Sachs nahm die Stoffe zu seinen Fastnachtsspielen, welcher Name nun ein feststehender ist und von der zur Fastnachtzeit üblichen Aufführung herrührt, aus der Profangeschichte, aus der Mythologie, wie aus den alten Volksüberlieferungen in Märchen und Sage, so gut wie er auch biblische und andere religiöse Stoffe bearbeitete. Einige der heutigen volksthümlichen Spiele in Süddeutschland und Oesterreich zeigen Verwandtschaft mit Stücken von Hans Sachs und insbeson-

dere finden sich überraschender Weise oft ganze Theile aus seinen Fastnachtsspielen in den bäuerlichen Komödien der deutschen Alpenländer noch vor oder lassen den Einfluß bestimmter Stellen daraus in Sprache, Rhythmus, Reim ꝛc. erkennen. In ähnlicher Weise, jedoch nicht so auffallend, macht sich der Einfluß von Hans Sachs' Zeitgenossen Jakob Ayrer auf diese Spiele geltend, der ja auf dramatischem Gebiete wieder sehr thätig war. Nach den sich an Ayrer's Dramen in der Zeitfolge beinahe anschließenden so rasch beliebt gewordenen englischen Komödien, deren Verfasser meist unbekannt blieben, und die wirklich, wie ihr Name andeutet, von England her in Deutschland eingeführt worden sind, erschienen als ein trauriges Product deutscher Dramatik die „Haupt- und Staatsactionen" und mit ihnen bildete sich, schon von den englischen Komödien herübergenommen, die Figur des Hanswurst aus, der eine lange Reihe von Jahrzehnten die deutsche und insbesondere die deutsch-österreichische Bühne beherrschte, von Stranitzki zu der Figur des Salzburger Bauers ausgebildet, das Publikum in Wien und in der Provinz entzückte und erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Wien insbesondere durch den Einfluß eines Sonnenfels von dem reorganisirten Theater verdrängt wurde. Das Volksschauspiel, welches wir hier im Auge haben, läßt alle diese Phasen des Kunstschauspieles in einzelnen seiner Stücke deutlich erkennen und insbesondere ist der Hanswurst nie daraus verschwunden, so wenig wie er aus der Puppenkomödie hat verdrängt werden können. Dieser Hanswurst zählt zu den echt volksthümlichen Figuren und ist wohl durch

seine drollige, freilich oft auch derbe Komik nach und nach der Liebling der Zuschauer geworden, wodurch er sich dann auch in den aus dem Volke selbst hervorgegangenen Schauspielen einbürgerte und fortwährend Anklang fand.

Noch muß bemerkt werden, daß die im 17. Jahrhundert besonders ausgebildet gewesenen gelehrten Schauspiele und die verschiedenen Schulkomödien, welche in allen Lehranstalten in Städten des südlichen Deutschlands zumeist unter der Leitung der Jesuiten, in deren Händen sich die Anstalten befanden, häufig stattfanden, keinen besonderen Einfluß auf das volksthümliche Schauspiel zeigen und somit deutlich ihre Unfähigkeit, sich die Theilnahme des einfachen Mannes zu erringen, nachweisen.

Nach diesen skizzirten Andeutungen über den Einfluß des deutschen Theaters in seinem Entwicklungsgange auf das Volksschauspiel, wie es heute üblich ist und wie es insbesondere in Oesterreichs Alpenländern vorkommt, wollen wir uns diesem selbst zu wenden. Es soll zu diesem Behufe dem Leser eine Zahl von Spielen angedeutet werden, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten hauptsächlich in den deutschen Ländern Inneröstereichs und insbesondere in Steiermark zur Darstellung gelangten und noch immer gelangen, wenn man auch leider behaupten muß, daß diese Volksbühne ihren gänzlichen Untergang schon beinahe erreicht hat; dieselben Stücke, welcher hier Erwähnung geschehen soll, sind übrigens zum großen Theil auch in Ober- und Niederösterreich und selbst in Salzburg gekannt, und von den Bühnen dieser Gattung in den genannten Ländern gilt überhaupt ganz das Nämliche, da sich das Volk in den-

selben unter denselben Verhältnissen entwickelt hat, und denselben Einflüssen auf Geist und Körper ausgesetzt ist, wie die Bewohner Innerösterreichs, das heißt Steiermarks und Kärntens, denn Krain kann seiner überwiegend slavischen Bevölkerung wegen hier wohl nicht in Betracht kommen.

Vor Allem sei die Aufmerksamkeit auf die Gattungen der Spiele gelenkt, welche wir unterscheiden können, und sind hierbei zwei Hauptgattungen ins Auge zu fassen: die geistlichen und die weltlichen Stücke. Unter den letzteren finden sich allerdings auch solche, welche etwa eine Gestalt aus der katholischen Legende als Hauptperson hervortreten lassen, sie haben aber im Uebrigen einen nichts weniger als geistlichen Charakter. Die eigentlichen geistlichen Spiele werden auch nur zu bestimmten Zeiten des Kirchenjahres, und zwar fast ausschließlich von den Angehörigen irgend eines Dorfes, einer Gemeinde aufgeführt, jedenfalls sind sie die ältesten Producte dramatischer Dichtung, welche sich im Volke erhalten haben, und sie hauptsächlich weisen die Aehnlichkeit mit den alten dramatischen Spielen und die Verwandtschaft mit den Darstellungen des 15. und 16. Jahrhunderts auf; insbesondere gehören zu ihnen die Weihnachts- und Dreikönigsspiele, das Leiden Christi und die Osterspiele.

Ueber die „Weihnachtsspiele“ hat Weinhold's bekanntes treffliches Werk („Weihnachtslieder und Spiele aus Süddeutschland und Schlesien“ Graz 1853) zum erstenmale treffliche Aufklärung verschafft; der Salzburger und mehrerer Tiroler geistlicher Komödien gedenkt Hartmann in seiner reichhaltigen Sammlung „Volksschau-

spiele“ (Leipzig 1880), Kärnten ist durch die Dreikönigsspiele, die Lexer in seinem „Kärntner Wörterbuch“ mittheilt, vertreten und Pailler hat eine reiche Sammlung aus Oberösterreich und Tirol geboten. Diese eigentlichen geistlichen Schauspiele sind diesmal jedoch nicht in das Bereich der Betrachtung zu ziehen, zumal einem charakteristischen derselben in einem vorhergehenden Aufsatze Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Die meist auf dem profanen Gebiete sich bewegenden Stücke könnte man wieder in die Spiele einfachster Gattung eintheilen, welche nur in gewissen ohne große Vorbereitung aufgeführten Tänzen bestehen, während welcher an die einzelnen Tänzer vertheilte Sprüche von diesen hergesagt werden, wie dies insbesondere beim Schwerttanz und bei dem früher behandelten Reiftanz der Fall ist; dann in die kleineren possenartigen Zwischen- oder Nachspiele, welche den Fastnachtsspielen des späteren Mittelalters ganz zu vergleichen sind; und endlich in die eigentlichen umfangreicheren dramatischen Producte, wie etwa der verlorene Sohn, der egyptische Josef, die Genovefa, das Barbaraspiel, das Spiel vom heiligen Johannes von Nepomuk, Hirlanda u. a. m. Noch kommen hiezu vereinzelte kleine alte Komödien, die wohl etwas ausgeprägten geistlichen Charakter tragen, aber doch auch nicht zur eigentlichen oberwähnten geistlichen Gruppe gerechnet werden können, wie z. B. das Seite 61 ff. besprochene St. Nicolausspiel.

Aus den angegebenen Titeln der hauptsächlichsten vorkommenden größeren Stücke ersieht man, daß die Quellen dieser dramatischen Producte aus der Bibel,

aus der Heiligengeschichte und aus der deutschen Volkssage geschöpft sind; dazu kommen noch historische Stoffe, welche ebenfalls bearbeitet wurden und ich erinnere mich noch an derartige Stücke: „Nebucadnesar“ und „Julius Cäsar“, die mir leider nicht vorliegen, die ich aber von einer Volksbühne herrührend, in alter Aufzeichnung etwa aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Gesichte bekommen habe, und in denen der Hanswurst, so gut wie in den meisten der oben erwähnten Stücke seine Rolle zur Erheiterung des Publikums spielte.

Die Verfasser dieser Komödien sind zumeist nicht bekannt, irgend ein seit langer Zeit dahingeschiedener Küster oder Schulmeister kann vielleicht bei manchen als Autor angenommen werden, die meisten reichen aber zu weit zurück und bieten zu wenig Anhaltspunkte, als daß überhaupt ein Schluß auf ihren Verfasser möglich wäre. Die übliche Darstellungsweise ist so einfach als möglich, und begnügen sich die Spielenden nicht selten mit einer Scheune, in deren Innern die kleine Bühne aufgeschlagen ist, vor welcher ein paar Spielleute und das Dorfpublikum sich befinden. Aber auch unter den Darstellern muß man diejenigen aus dem Orte selbst von herumziehenden Komödianten unterscheiden. Letztere sind schon sehr selten geworden, die Aufführungen durch Gemeindemitglieder haben für diese wegen der Proben, Zusammenkünfte dabei ꝛc. noch manchen Reiz und erhielten bei ihnen daher auch lange die Lust am Spiele. Allerdings haben wir seit den letzten dreißig Jahren auch von diesen angedeuteten Zuständen nur mehr Spuren. Wandernde Truppen zeigen sich allenfalls noch auf Dorf-

jahrmärkten, Volks= und Kirchweihfesten und bei ähn=lichen Veranlassungen. In welcher Art eine solche Komödie angezeigt wird, weise der nachstehende, genau nach dem Original wiedergegebene Volkstheaterzettel, welcher aus den Vierziger=Jahren herrührt.

„Leben, Thaten, Sündenfall und Buß' des Schnei=ders Fitzefitz. Eine schöne auferbauliche und rührende Komödie, wobei der Casperl allerlei Gspasettel, Schwänk und Narretheien auch Schnax'n und Faggs'n vorbringen wird. Mitspielen thun folgende Personen, welche wir Komödianten vorstellen und spielen thun, als das sind: 1. Der leichtsinnige und verliebte Schneidermeister Fitzefitz von Angsterdam. 2. Casperl, sein Lehrbub, ein feiner und lächerlicher Schlingel. 3. Der heilige Schutzengel. 4. Hieronymus, ein lustiger Bruder. 5. Habagugg, ein Spieler. 6 Zacharias, ein Saufer. 7. Hallodes, ein Dieb. 8. Flaschlmann, ein nichtsnutziger Wirth, so be=trügt und lügt. 9. Everl, die Kellnerin, auch nit weit her. 10. Rösel, ein unschuldiges und schönes Frauen=zimmer. 11. Eine Person, so die Sünd vorstellt. 12. Der Tod. 13. Der böse Feind Buriel. — So wird von diesen Personen eine recht löbliche Komödie gespielt und dargestellt werden: Fürs erste: des Schneiders Streich und Thaten; andertens: sein wüstes Leben, drittens: seine Buß und Umkehr. — Wir bitten um eine gedul=dige Nachsicht und Beherzigung, daß mir nur gemeine unstudirte Leute sind und daß uns das Einlernen viel Zeit und Mühe gekostet hat."

Schon dieser Theaterzettel zeigt seine auffallende Aehnlichkeit mit den Zetteln aus der Mitte des vorigen

Jahrhunderts und aus dem Anfange desselben, als die Hanswurstkomödie in Oesterreich die vollste Aufmerksamkeit erregte und Hoch und Nieder ergötzte. Bis auf einzelne Absätze stimmt der Entwurf dieser Theateranzeige mit jenen Hanswurstkomödienzetteln, und obgleich der Inhalt dieser „löblichen" Komödie mir nicht bekannt geworden, ersieht man doch aus den Andeutungen hier und im Personenverzeichnisse, daß die Handlung sich auf dem erwähnten Gebiete bewegt. Man ersieht daraus zugleich das beiläufige Alter des Stückes.

Daß bei derartigen Aufführungen kein großer Aufwand an Decorationen vor kommt, läßt sich leicht denken. Auch hierin erinnern diese Darstellungen an die älteste Zeit, in der es freilich z. B. bei der Aufführung der Susanna von Birk in Basel 1544 vorkam, daß die Bühne der Naturwahrheit wegen auf dem Marktbrunnen errichtet war und Susanna sich in einem zinnernen Kasten wusch. Versatzstücke gibt es fast gar keine, die Decoration eines Zimmers sind häufig weiße Leinenwände. Der Vorhang wird wie ein einfacher Fenstervorhang aufgerollt oder theilt sich wohl gar in der Mitte. Lebhaft an die alten Fastnachtsspiele erinnert das häufige Auftreten eines Prologus, der sich in den ältesten jener Spiele als „Precursor" vorfindet und entweder eine Person des Stückes selbst oder eine eigens hiefür bestimmte Gestalt ist, die zuvörderst die Anwesenden begrüßt. Dieser „Precursor" (Ausrufer) erscheint in vielen Spielen des 15. und 16. Jahrhundertes und hatte damals wirklich, wie der Name andeutet, das Spiel auszurufen, d. h. die Voranzeige von der Darstellung dem Volke zu machen.

Betrachten wir nun nach Form und Inhalt einige der beliebtesten Stücke, die in Steiermark verbreitet erscheinen. Allerdings gehören die Spiele, deren Texte zu erlangen möglich gewesen, schon der späteren Zeit an und dürften kaum früher als im 18. Jahrhundert entstanden sein, trotzdem werden sie ein Licht auf das Repertoire dieser Volksbühne werfen, wenn man von einem solchen sprechen kann.

Die Gestalt des Hanswurstes kommt beinahe in Allen vor, deren eigentlicher Inhalt ein ernster ist, und unterbricht die ernsten Scenen durch heiteres Geschwätz und durch allerlei Possen in Rede und That. Der Hanswurst (Casperl) spricht hiebei stets im Dialect und sucht sich hierdurch noch drastischer geltend zu machen.

Außerordentlich bekannt im ganzen Alpenlande ist die dramatisirte Geschichte des Volksbuches von der „Genovefa", welche ja in ganz Deutschland als Volks- und Puppenspiel vorkommt. Es dürfte wohl keine Volksbühne auf diesem Gebiete geben, die nicht schon dieses Spiel zur Aufführung gebracht hätte. Der wirklich dramatische Stoff, die sich aus der verbrecherischen Zuneigung Golo's zu seiner Herrin ergebenden Conflicte, der Reiz der Romantik, welcher auf dem Ganzen ruht und der durch den Aufenthalt der unschuldigen Fürstin, durch die säugende Hirschkuh und ähnliche Umstände, endlich durch ihr Auffinden noch erhöht wird, fesselt Zuschauer und Zuhörer immer von Neuem, wie ja auch schon die Dramatik des Stoffes mehrere Dichter der jüngeren Zeit zur neuerlichen dramatischen Bearbeitung veranlaßt hat.

so Maler Müller in dem Schauspiele „Golo und Genovefa“, Tieck in seinem Trauerspiele „Genovefa“, Raupach in dem gleichnamigen Trauerspiele (Hamburg 1834) und Friedrich Hebbel in seiner 1843 erschienenen ebenfalls „Genovefa“ benannten Tragödie. Der Stoff wurde sogar zu Opern verwendet, so in Schumann's „Genovefa“, welche 1850 zuerst in Leipzig aufgeführt wurde, außerdem von Huth, Pedrotti, Scholz u. A. m. — Das Volksschauspiel von der „Genovefa“ ist einfach in der Diction, aber die dramatischen Züge sind kräftig hervorgehoben. Eine mir vorliegende Aufzeichnung nennt sich „erneuert und verbessert im Jahre 1821“; die Erneuerungen bestehen aber jedenfalls nur in unwesentlichen Zusätzen. Der Hanswurst tritt schon zu Anfang in einer Scene mit Golo auf; er führt sich mit einer kurzen Rede ein: „Mei Herr, der Stuhlfried oder wie er heißt, will mit Solten in Krieg ziehen und nit mit Krüg handeln, aber wann i a so a sauberes Weiberl hätt', i blieb z'Haus bei ihr und ließ die Solten allein brav fechten im Feld und schauct ihnen durch a kleines Fensterl von Weitem zu, und weil mein Herr sei Wei, die Veverl, hat hinterlassen, so thut sie sich schier z'todt abizaua vor lauter Leid. I wir mussen einigehn zu ihr und ihr eine Unterhaltung machen.“ Schon in der Scene mit Golo gibt der Hanswurst Schnurren, Wortwitze und Verdrehungen zum Besten, die allerdings nicht sehr fein, aber ganz im Charakter dieser Gestalt des Volkstheaters gehalten sind, den Haushofmeister nennt er stets „Hosenmeister“, die Pfalzgräfin „Schmalzgräfin“ und verspricht gegen ein gutes Trinkgeld, den schlimmen Gesellen in

seinen Anschlägen auf Genovefa zu unterstützen, übrigens benimmt er sich stets einfältig und ist im Ganzen keineswegs böswillig; selbst zum Schluß, da Genovefa im Walde zu bleiben erklärt und Siegfried ebenfalls als Eremit im Walde bleiben will, singt der Hanswurst noch ein lustiges Lied. Die ganze Fabel des Spieles ist ohnehin bekannt, da sie sich an das Volksbuch anlehnt und nur durch die Einschiebung der komischen Figur hievon abweicht. Das Stück ist in zehn Auftritte abgetheilt.

Gewissermaßen ein Seitenstück hiezu bildet das ebenfalls für die Bauernbühne bearbeitete Volksbuch von „Hirlanda", der Herzogin von Britannien. Dasselbe ist in Steiermark und Kärnten verbreitet, trotzdem aber weniger bekannt als „Genovefa". Ein Theatermanuscript, geschrieben im Jahre 1839, trägt noch alle Spuren des Gebrauches an sich. Dasselbe stammt aus Eisenerz, wo noch vor dreißig Jahren „Hirlanda" öfter zur Aufführung gelangte. Auch hier ist ein Bösewicht, Gerhart, der Bruder des Fürsten Artus, in den Vordergrund gestellt und vertritt das Laster und das böse Princip, während uns in der frommen gottergebenen Herzogin Hirlanda die Tugend vorgeführt wird. Hirlanda, deren Gatte, der Fürst Artus, ins Feld zieht, bringt ein Knäblein zur Welt, welchem jedoch Gerhard nachstellt, da ein Jude dem am Aussatze leidenden Könige mitgetheilt, das Blut eines neugeborenen Kindes vom fürstlichem Geblüt könne ihm allein helfen. Gerhard will aus Eigennutz den König heilen und sich des Kindes bemächtigen, ein Engel schützt es aber und es wird vom Abt des Klosters St. Malo auferzogen. Hirlanda verläßt in inzwischen aus Angst

vor dem Gatten, da ihm berichtet wurde, sie habe ein unmenschliches Wesen geboren, das Schloß und hat sich als Viehmagd auf einem adeligen Schlosse verdingt, wo sie nach sieben Jahren von dem Herzog Olive aus dem Gefolge des Artus entdeckt und zur großen Freude des Letzteren heimgebracht wird. Die Schändlichkeit Gerhard's wird nun offenbar, doch weiß er sich wieder bei Artus einzuschmeicheln, verleumdet die Herzogin, welche eine Tochter zur Welt bringt, wieder und diese wird sogar, da sich in Artus der von Gerhard genährte Gedanke, sie habe ein anderes Liebesverhältniß gehabt, festsetzt, zum Scheiterhaufen verurtheilt und soll verbrannt werden, falls sich nicht ein Kämpfer findet, der ihren Ankläger, einem von Gerhard hiezu bestochenen Ritter besiegt. Es erscheint jedoch ein junger Ritter, welcher diesen Ankläger wirklich überwindet, ihn zur Entdeckung der ganz falschen Angaben zwingt und sich schließlich als der Sohn des Herzogs Artus und der frommen Hirlanda, den der Abt von St. Malo gerettet hat, zu erkennen gibt. Gerhard wird durch Abhauen der Hände und Füße bestraft. Artus und Hirlanda aber leben fortan glücklich und zufrieden. Diese Handlung wird ohne besondere Zuthat einfach und klar in dem Spiele durchgeführt, eine komische Figur erscheint nicht eingeschoben, vielleicht deutet dieser Umstand auf die Abfassungszeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit, in Oesterreich insbesondere durch den Einfluß eines Sonnenfels auf die Wiener Bühne, der Hanswurst schon von der Bühne verdrängt war.

Ein höheres Alter weist das „Barbaraspiel“ auf, das noch im Jahre 1863 in Obersteiermark und in

Kärnten und Oberösterreich früher öfter aufgeführt wurde. Das Barbaraspiel entnimmt seine Fabel der bekannten Legende von der heiligen Barbara, welche im katholischen Lande auch als Beschützerin der Bergleute gilt, die ihr zu Ehren an ihrem Namenstage (4. December) in den Bergwerksorten der genannten drei Länder Festlichkeiten veranstalten. Aus diesem Grunde erfreut sich das dramatische Spiel von St. Barbara auch daselbst besonderer Beliebtheit. Barbara ist die Tochter des Christenfeindes Dioskorus zu Nicomedien; um die Tochter in seinem Sinne zu erziehen, läßt dieser einen Thurm errichten und sie hineinsperren. Trotzdem gelang es ihr, Kunde vom christlichen Glauben zu erhalten und ihn sogar anzunehmen; dem Vater, welcher sie verheiraten wollte, setzte sie kräftigen Widerstand entgegen und da sie sich in dem Thurme drei Fenster machen ließ, um das Zeichen der Dreieinigkeit stets vor Augen zu haben und ein Kreuz an der Wand anbrachte, ihrem Vater auch den Sinn dieser Vorrichtungen, sowie ihren Abscheu gegen die heimischen Götter erklärte, verfolgte sie Dioskorus wüthend und überlieferte sie dem Richter Marcian, der weder in Güte noch in Strenge etwas bei der standhaften Jungfrau ausrichtete, vielmehr trat sogar ihre „Hofmeisterin" Juliana zum Christenthum über. Barbara blieb auch fernerhin standhaft beim Christenthum, mußte die größten Martern erdulden und wurde schließlich vom eigenen Vater enthauptet. Dies die Erzählung der Legende, von welcher das Schauspiel insoferne abweicht als zum Schluß nicht der eigene Vater, sondern ein „Scharfrichter" die Enthauptung vornimmt. Fromme

Gesänge sind dem Spiele eingefügt, mit denen es Barbara eröffnet und als Heilige „in der Glorie“ beschließt. Der Hanswurst fehlt keineswegs. Er tritt als Vertrauter des Hauses auf und seine hauptsächlichsten Späße beziehen sich auf drei Freier: Pothinus, Philon und Vicander, welche sich um seine Intervention und Fürsprache zur Erlangung Barbara's als Gattin bewerben; seine Habgier gibt zu verschiedenen Scherzen Veranlassung, indem er von jedem der Freier ein gutes „Trinkgeld“ fordert, sie aber zuletzt dennoch foppt. Als Probe ein Theil des Gespräches zwischen dem Hanswurst und dem Freier Philon.

„Philon: Mein Compliment als gehorsamster Diener, Ew. Excellenz, ich ersuche Euch durch Euer vielvermögendes Vorwort bei der ausbündig schönen Tochter Dioskorus mich als einen demüthigen und getreuesten Verehrer ihrer unsterblichen Schönheit an- und aufnehmen zu wollen. Die gegen sie tragende Hochachtung verstattet mir nicht, noch mehreres zu sagen.

Hanswurst: Is auch nit vonnöthen; i weiß schon was D'sagen willst, aber laß! Umsonst kann ich Dir keinen weiteren Narren abgeben. Was spendirst denn?

Philon: Hanswurst, Du weißt, daß ich . . .

Hanswurst: Nix da! Du hast mich im Anfang ein Herrn Excellenzen geheißen, kannst es schon noch thun, denn in mein Titel bin ich heiklich, besonders, wenn ich allein bin.

Philon: Mein Herr Hanswurst, Ihr wisset, daß, wenn ich einmal anfange, ich kein Ende mache mit dem Beschenken.

Hanswurst: Aber keinen Anfang kannst auch nit machen."

Ein anderer Freier, Pothinus, verspricht dem Hanswurst „ein Paar schöne seidene Strümpfe mit silbernen Zwickeln zu verehren" und einen „schönen rothen Pelz" und über die Bedenken, daß die Strümpfe leicht durchlöchert werden und den Pelz die Motten verderben könnten, meint der Hanswurst: „Ist wohl wahr, wißt ös was? Gebt's ös mir lieber das Geld, das wird net lukat und fressen können's die Schaben auch nit." In dieser Art sind die Scherze des Hanswurstes eingefügt, der im weiteren ernsteren Theile des Stückes nicht mehr vorkommt. Ganz im Sinne der alten Spiele eröffnet ein „Prologus" die Zahl der 17 Auftritte des Stückes.

Lange beliebt und heute noch aufgeführt ist das allerdings auch kaum hundert Jahre alte Volksstück vom „bayrischen Hiesel", welches sich wie in der eigentlichen bayrischen Heimat Hiesels, wo es jedenfalls entstanden ist, so auch in den österreichischen Alpenländern erhalten hat. Hiesel ist bekanntlich der Wildschütze Mathias Klostermeier, der 1771 zu Dillingen hingerichtet wurde, und seiner tollkühnen Thaten wegen zu einer Art Helden erhoben, auch mit mannigfaltigen sagenhaften Zügen ausgestattet in der Volkssage eine Rolle spielt. In die Reihe der eigentlichen Volksbücher hat die Gestalt des Hiesel ebenfalls Eingang gefunden. Das Volksbuch berichtet, daß Hiesel von ehrbaren armen Eltern abstammte, zuerst Jäger gewesen und dann auf die Bahn des Wildschützen und Räubers gelockt, auch bald der Schrecken der ganzen Gegend wurde, in einer verborgenen Höhle

im Walde mit seinen Genossen lebte, jedoch nur Jäger, Amtleute und andere Personen, welche ihn angriffen oder ihm übel gesinnt waren, zum Gegenstand seiner Verfolgung machte, auf diese Weise aber viele Soldaten und andere Angreifer tödtete. Zuletzt wurde er von einem Officier mit 200 Mann verfolgt und in dem Dorfe Osterzell in einer Scheune gefangen genommen. Ein großer Hund und ein junger Bursche waren seine steten Begleiter.

Das Spiel vom „bayrischen Hiesel" schildert einige Züge aus dem Leben des berüchtigten Räubers, dessen kühne Gestalt dabei in den Vordergrund tritt. Hiesel erscheint im Kreise seiner Gesellen, sein kühnes Auftreten sein unerschrockenes Benehmen, die Verfolgungen durch das Militär, sowie die endliche Ergreifung des Räubers sind es die in dem Stücke, welches in fünf Aufzüge getheilt ist, dargestellt werden. Dem Casperl (Hanswurst) ist hier eine größere Rolle zugewiesen, er erscheint als ein wie gewöhnlich einfältiger Bursche, welchen Hiesel in seine Bande aufnimmt, nachdem dieser ihn mit einer Mausfalle im Walde getroffen, in welcher er den „bayrischen Hiesel" fangen will. Man ersieht aus den Schwänken und Possen des Hanswurstes, daß auch dieses Spiel zu einer Zeit entstanden ist, da die Hanswurstkomödie noch im Schwange war und man im volksthümlichen Schauspiele durchaus nicht diese zur Erheiterung des Publikums bestimmte Gestalt vermissen wollte. Sie fehlt daher auch selten in einem Aufzuge, und obgleich eigentlich die Fabel des Ganzen eine ernste ist, gewinnt doch das Spiel einen besonders derb possenhaften Charakter durch die fort-

währenden Wortverdrehungen, albernen Bemerkungen, mißverstandenen Reden u. dgl. von Seiten des Casperl, der beispielsweise, nachdem ihm Hiesel ein Gewehr gegeben und bemerkt hat: „Das ist eine Büchs," frägt; „Is a Schnupftabak a drinna?" oder beim Verhör vor dem Bannrichter auf die Frage: „Wer ist Dein Großvater gewesen?" antwortet: „Mein Roßvater ist ein Braun gewesen;" und nach dem Befehl des Bannrichters: „Führt ihn in den Arrest!" jammernd ausruft: „O weh, jetzt werd' ich abgeröst" u. dgl. Hiesel gibt ihm den Namen „Hans steig' in Sack." Da Hiesel und Casperl ergriffen werden, meint der Letztere jetzt wird's heißen: „Hans steig' am Galgen." In dieser Art wirkt die komische Figur ununterbrochen auf die Lachlust der Zuschauer. Von einem gewissen culturhistorischen Interesse sind die Scenen, in denen der Hiesel sich übernatürlicher Mittel bedient, um seine Angreifer unschädlich zu machen, wie ihm deren die Volkssage andichtet und die mit dem noch heute geltenden Volksaberglauben im Jägerstande übereinstimmen. Mehrere Jägerlieder und die Scenerie des Ganzen endlich lassen dieses „Hieselspiel" als eine Schilderung des Wildschützen- und Jägerlebens in den Alpen und die Vorliebe des Alpenbewohners für dasselbe sehr begreiflich erscheinen.

Die kurzen Nach- und Zwischenspiele der bäuerlichen Volkskomödie werden schon sehr selten, gerade sie erinnern aber sowohl im Umfange wie in der Anlage zumeist an die alten Fastnachtsspiele. Einfache Handlung, knapper Dialog und recht aus dem Leben gegriffene Gestalten bezeichnen dieselben. Als Beispiel sei ein der-

artiges Spiel: „Der Bauer und sein Weib“, das vor mehreren Jahrzehnten in Eisenerz aufgeführt wurde, kurz in Betracht gezogen. Es enthält nur vier Personen: den Bauer, dessen Weib, den Schneider und den „Wälischen“, nämlich einen Hausirer, welcher aus Italien kommt. Die Sage schreibt den Wälschen die Kenntniß verschiedenen Zaubers zu und so zeigt auch der Wälsche dieses Spieles dem Bauer, welcher, von seinem Weib aufgefordert, sich auf eine Wallfahrt begibt, in einem Zauberspiegel, wie das Weib inzwischen zu Hause mit dem Schneider eine Zusammenkunft hat und sich bei Speise und Trank erlustigt. Der Hausirer versteckt den Bauer sodann in seine „Kraxen“, in den Tragkorb auf dem Rücken, und kommt so in die Wohnung des Bauers, wo sie den Schneider und das Weib wirklich antreffen, die lustig und guter Dinge sind, wobei sie auch singen, und zwar die Bäuerin:

„I hab' mein Mann heut' ausgesandt
In d' Pigaskirchen ins wälsche Land“.

worauf der Schneider einfällt:

„Und i wollt wohl wünschen und wann's halt war,
Daß er nit kam drei ganze Jahr!

Auch der „Wälische“ singt über Aufforderung und zwar:

„Enker Bauer, o Höllenbrand,
Sitzt in der Kraxen dort an der Wand!“

Die Beiden glauben es natürlich nicht, daß dies wahr ist, da aber der „Wälische“ erklärt, auch seine „Kraxen“ könne singen, wird dem Bauer die Sache zu

toll, er springt hervor und prügelt den Schneider und sein Weib zur Thür hinaus. Das Spiel ist in Prosa abgefaßt, mit Ausnahme der oben citirten, für den Gesang bestimmten Verse und einiger gereimter Schlußzeilen. Es dürfte aus Kärnten stammen, da die Berührung dieses Landes mit dem angrenzenden Italien das Auftreten des Wälschen dann ganz leicht erklärlich macht; auch die Beziehung auf die „Pigaskirchen im wälschen Land", wohin der Bauer wallfahrten geht, scheint auf einen Kärntner Verfasser des Spieles hinzudeuten.

Die angeführten und besprochenen Volksspiele dürften genügen, um den Charakter dieser dramatischen Gattung zu charakterisiren. Allerdings kommen auch andere Stücke, insbesondere Ritterschauspiele vor, dieselben sind jedoch seltener als in Tirol, und bieten auch bei Weitem nicht das Interesse dar, wie die besprochenen von derbem, aber nicht ungesundem Geschmacke zeugenden Spiele, welche die eigentliche Anschauungsweise des Volkes in so verschiedenen Richtungen zu bezeichnen im Stande sind. Was das Gebiet anbelangt, in welchem die genannten und angedeuteten Schauspiele zur Aufführung gelangten und noch vereinzelt gelangen, so reicht dieses in westlicher Richtung weit über die Grenze des eigentlichen Oesterreich hinaus, und in dem bairischen Theile des Alpenzuges, sowie im Gebiete des Inn, der Isar und des Lech sind diese Volkskomödien ebenso beliebt, wie in dem steirischen Oberlande, wo sie noch hier und da aufgeführt werden. Ueberall können die Zuschauer das Stück mit gleicher Rührung und Ergötzung sechs bis siebenmal nacheinander sehen.

Leider ist auch diese Gattung volksthümlicher Dramatik immer mehr im Aussterben begriffen und heute schon ist es schwer, einer wirklichen Vorstellung beiwohnen oder die Texte der Stücke erhalten zu können. Mögen daher diese Zeilen die Aufmerksamkeit darauf lenken und vielleicht noch die Rettung des Einen oder Anderen davon veranlassen.

Das obersteirische Reiftanzspiel.

Wie ein Klang aus uralten Zeiten hat sich in gewissen Gegenden Obersteiermarks, insbesondere im Thale der Enns und in jenen Theilen des Landes, welche an Salzburg grenzen, das alte Reiftanzspiel als Volksbelustigung erhalten und wird heute noch bei besonderen Gelegenheiten aufgeführt. Es erinnert in seinem Gang und in seiner Anordnung einerseis an den auch noch hier und da üblichen Schwerttanz, über den an einer anderen Stelle Ausführlicheres von mir berichtet wurde*), andererseits an die alten Fastnachtsspiele des fünfzehnten Jahrhunderts.

Dramatische Darstellungen gab es auf dem Boden der deutschen Länder vor langer Zeit, wir sehen schon in dem Tanze, welchen bei den alten Germanen in der grauen Vorzeit nackte Jünglinge mit Schwertern anstellten, eine Art dramatischer Production und können

*) „Der Schwerttanz in Obersteiermark," in „Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder" von Dr. Anton Schlossar. Wien 1879.

vielleicht die Uranfänge unserer theatralischen Vorstellungen von jener Urzeit herleiten.

Der Reiftanz als Tanzübung selbst kam zuerst bei den germanischen Völkern des europäischen Nordens vor. Später findet sich eine Gattung von Reiftanz in den süddeutschen Städten, und zwar sind es die Böttchergesellen, welche denselben öfter zur Darstellung bringen. Dieselben pflegten diesen Tanz sehr künstlich zu veranstalten, es kamen Verschlingungen der Reifen vor, Schwenkungen mit darin stehenden Gläsern, Verbinden derselben u. s. w. Der berühmte Münchner Schäfflertanz, aus der grausamen Pestzeit herrührend, in welcher die Schäfflergesellen durch den Tanz Heiterkeit und Fröhlichkeit in die durch Trauer und Schmerz schon ganz herabgekommene Stadt gebracht und sich damit außerordentlich verdient gemacht haben sollen, war eine ähnliche Belustigung, von jener Zeit an (1517) mußten die heiteren Gesellen ihren Reifentanz öfter wiederholen.

Heute noch wird er in München aufgeführt, und zwar findet der Schäfflertanz jedesmal im ersten Regierungsjahre des Königs und dann alle sieben Jahre statt. Ferner werden Reiftänze erwähnt, die früher in Eßlingen, Nürnberg, Danzig, Frankfurt a. M., Erfurt, Breslau, Zittau und endlich in Salzburg vorkamen, in der zuletztgenannten Stadt hieß er der Reifleintanz und wurde auch alle sieben Jahre von den Böttchern abgehalten, scheint überhaupt mit dem Münchner Schäfflertanz verschiedene Beziehungen gemein zu haben.

Das in Obersteier übliche Reiftanzspiel kommt hauptsächlich im Ennsthale und in den kleineren Neben-

thälern desselben vor. Wir sehen in ihm eine dramatisch gegliederte Darstellung, die charakteristische Volksgestalten vorführt, die jedenfalls nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt wird und die mit den übrigen Reiftänzen Deutschlands, welche zumeist heute nicht mehr zur Darstellung gelangen, in Verbindung steht.

Die Aufführung findet im geschlossenen Raume oder im Freien statt, unerläßlich ist dabei eine einfache Landmusikcapelle, wohl auch mit der landesüblichen Zither und dem Hackbrett versehen, welche zum Tanze selbst aufspielt. Als darstellende Personen treten auf: der Schalksnarr, zugleich die komische Figur des Ganzen, sodann eilf andere Gestalten, welche unter den Namen Obermaier, Gsell, Unterndach, Ruabendunst, Thuakoagut, Schellerfriedl, Grünenwald, Schütz, Springinklee, Grob und Hefenstreit (Höfenstreit) theils typische Gestalten aus dem Landvolke darstellen in allerdings carricirter und derb aufgetragener Manier, die man, wie auch die derbe Sprechweise dem natürlichen Landmanne nicht verübeln wird, theils gewisse Eigenschaften personificiren, welche ebenfalls im Volke vorherrschend sind.

Der Schalksnarr eröffnet den Tanz, macht einen Sprung mit einer Peitsche und mit seinem Reifen in's Zimmer oder in den geschlossenen Kreis und wendet sich mit einem Spruche, den er zuerst hören läßt, zuvörderst an den Hauswirth und die Gäste:

Ich tritt herein wohl also fest
Und grüße den Herrn Hauswirth und all' seine Gäst,
Grüß ich einen anderen oder nicht,
So möchten sie glauben, ich wär' der rechte Schalksnarr nicht.

Der rechte Schalksnarr bin ich genannt,
Trage die Peitsche in meiner Hand
Und auch das steirische Wappen
Und dreihundert Schellen auf meiner Kappen,
Mein Vater hat sieben Söhn, das sind lauter Narrn,
Nur i bin davon der Gescheidtere worn.

Er schlägt sich mit der Peitsche auf den Fuß:

So hat meine Mutter der Henn' aufn Schweif aufig'schlagen,
Und i bin mein Vater beim lukaten Dachfirst aussig'fahren.

Er ruft:

Herein nach Thal,
A jede Kuh in ihren Stall,
A jedes Weib zu ihrem Mann,
A jede Henn zu ihrem Hahn —
I wir mi nit lang bsinna,
Und wir über meine Peitschen übri springa,
Trummel und Pfeifn solln a dazu stimma.

Es treten nun die Musikanten herein, die oben angeführten Tänzer folgen ihnen nach, ein Jeder mit seinem Reife macht einen Sprung und Alle tanzen im Kreise; nach diesem Tanzen schweigt die Musik und mit Ausnahme des Schalksnarren stellen sich die Spieler in zwei Reihen.

Der Schalksnarr ruft: Herein Hans Obermaier.

Hans Obermaier springt aus dem Gliede über den Reifen und spricht:

Ei, warum heiß ich Hans Obermaier,
Iß in einem Tag wohl acht Pfund Eier,
Und auch dazu neun Pfund Schoten,
Die sauern Holzäpfel sand mir a nicht verboten,

Saure Holzäpfel und weiche Birn,
Damit kann ich meinen Goder schmirn.
Und wenn meine Mutter d'Nudl strupft,
Da bin ich der Erste, der dazu hupft.
Und wenn meine Mutter in der Kuchel Krapfen bacht,
So bin ich der Erste, der den Mund aufmacht,
Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang foppen und sekirn,
Geh hinweg, sonst schlag i di auffi aufs Hirn!

Er springt nun wieder über den Reifen in sein Glied.

Der Schalksnarr ruft: Herein, Gsell.

In derselben Weise wie Obermaier springt Gsell herein und spricht:

Ei, warum heiß ich der Gsell,
Bin erst kemma aus der Höll.

Schalksnarr:

Was hast denn in der Höll than?

Gsell:

Verspielt, was i g'habt han.

Schalksnarr:

Wer hat Dir zug'schaut?

Gsell:

Der Wirth mit der Bärenhaut.

Schalksnarr:

Wo ist der Wicht?

Gsell:

Er sitzt beim Tisch und spielt beim Licht.

Schalksnarr:

Wo ist der Herr?

Gsell:

Er ist nicht fer(n).

Schalksnarr:

Wo ist die Frau?

Gsell:

Geh hin Narr, und schau.

Schalksnarr:

Derf i Di um gar nichts fragen?

Gsell:

I wir Dir's schon an andersmal sagen.

Schalksnarr:

Wo ist der Knecht?

Gsell:

Er ist bei der Dirn, er meint, er hat's Recht.

Schalksnarr:

Wo ist die Dirn?

Gsell:

Sie sitzt beim Ofen und hat no koa Wiagn.

Schalksnarr:

Wo ist der klein Bua?

Gsell:

Er sitzt im Keller und schaut in luketen Glasl zua.

Schalksnarr:

Wo ist die Jungfrau Linzllanzl.

Gsell:

Sie ist im Garten, brockt mir a Büschl und ihr a Kranzl,
Spielleut, machts auf a lustigs Reif-Tanzl.

Beide tanzen nun mit ihren Reifen einen Steirischen, nach welchem Gsell zum Schalksnarren spricht:

Du kropfata Schalksnarr geh hinweg,
Sonst hau i da auffi auf Deine Kröpf,

und über den Reif in die Reihe zurückspringt.

Der Schalksnarr ruft nun wieder: Herein, Hans Unterndach! worauf der Gerufene in derselben Art wie die Vorigen über den Reif hereinspringt und spricht:

Ei, warum heiß ich der Hans Unterndach,
D'schönen Jungfrauen laufen mir überall nach.
Schöne Jungfrauen will i genug bekumma,
Will mir's da kropfete Schalksnarr nit vergunna,
Hat mi z'nächst a Madel beten,
I soll mit ihr auf's Gaßl treten,
Zwiefl knödn und Bon ausknolln,
Geh hindan, sonst laß ich Dich von Dörner holn.

Er springt wieder zurück und der Schalksnarr ruft den Nächsten: Herein, Ruabendunst, der ebenso erscheint und spricht:

Ei, warum heiß i der Ruabendunst,
Viel reden macht Ungunst,
Und der nit viel reden kann,
Dem steht's Stillschweigen besser an,
Es hat mich znächst a Madl beten,
I soll mit ihr aufs Gaßl treten,
Aufs Gaßl treten nit allein,
Mähn, graben, auf an fein' Stein.

Schalksnarr:

Dein Kramperl is also zug'spitzt,
Schau na, daß d' in Spitz nit obrichst.

Ruabendunst:
D'Kramperl dorf so gespitzt nit sein,
Geht denna auf an sein Stein ein
Kropfata Schalksnarr, thu nit lang streiten,
Sonst hau i Di aufi auf die Seiten.

Nachdem auch dieser in derselben Weise wie die Vorigen in's Glied zurückgesprungen, erscheint auf den Ruf: Herein, Hans Thuakoagut, der Genannte, sich mit den Worten einführend:

Ei, warum heiß ich der Hans Thuakoagut.
Wo i wenig g'winn aber viel vathua,
Han i 's verthan meines Vaters Guat,
Bis auf an alten Filzhuat,
Den Filzhuat han i no hoch in Ehren,
Daraus mueß noch was bessers werd'n,
Den Huat laß i noch umher rauschen,
Werd ich mir a schöns Madl eintauschen,
Das Madl nimm i auf meine Arm,
Is mir kalt, so wird mir warm,
Das Madl nimm i an meine Seiten,
Kropfata Schalksnarr, mit Dir will i a nit lang streiten,
Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang foppen oder hassen,
Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Nach dem Eintreten Thuvkoaguts, springt auf den Ruf: Herein, Schellerfriedl, dieser über den Reif herbei und spricht:

Ei, warum heiß ich der Schellerfriedl,
In mein Wald hat's nix als Holz und Prügl,
Holz und Prügl nit alloan,
Faule Stöck und hohle Stoan,
Die will i verkaufen
Und mit dem Geld ins Wirthshaus laufen,

Der Wirth, der schänkt ma ein den besten Wein,
Kropfata Schalksnarr, kannst a bei mir sein,
Gribeln oder Rasen, da hab ich kein Freud dran,
I hab nur ein Freud zu mein Schellenkranz,
Spielleut machts auf einen lustigen Reiftanz.

Die Musik spielt nun wider einen Steirischen und nach demselben stößt der Schalksnarr den Schellerfriedl, der über den Reifen springt ins Glied; der Narr ruft nun: Herein, Grünenwald, welcher wie die Andern erscheint:

Ei, warum heiß ich der Grünenwald,
Grab ich die Wurzel: Jung und Alt,
Jung und Alt und Ehrenpreis,
Ist gut für die Ratzen und für die Mäus,
Thua i 's in a kloans Heferl hinein
Und laß' vierundzwanzig Stunden sieden drein,
Nachdem nimm ichs wieder heraus
Und mach Dir und mir eine grüne Waldsalben draus.
Also Du kropfata Schalksnarr, machst Du an Narren drein,
So kann meine grüne Waldsalben a nit dafür sein.
Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang foppen oder sekirn,
Sonst hau i Dir aufi aufs Hirn.

Nach dem Zurückspringen des Redners ruft der Narr: Herein, Schütz. Dieser erscheint:

Ei, warum heiß i da Schütz,
Han i viel g'schossen Reh und Füchs,
Und hoab ma's auf a kloans Schepperl z'sammtriebn,
I han wohl dreingschossen in d'Mitt,
I weiß nit han i oan troffen oder nit.
Es sollt wohl gewesen sein,
Daß i oan troffen hon drein.
I han mi wohl gmacht davon,

Weil Du kropfata Schalksnarr ein schlechter Zahler bist dann,
Kropfata Schalksnarr thu mi nit lang foppen oder hassen,
Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Er springt zurück, auf den Ruf: Herein, Springinklee, springt dieser hervor:

Ei, warum heiß ich der Springinklee,
Harte Arbeit thuat ma weh,
Wenn mei Vater sagt vom Holzumschneiden,
Das mag i a kam daleiden,
Wenn er sagt von Holzumhacken,
So wird es sich wohl gar nicht machen,
Und wenn er sagt vom Blöcherkliabn,
So mag i meine Knie nit biagn.
Kropfata Schalksnarr, thue mi nit lang foppen oder streiten,
I hau da auffi auf die Seiten.

Nach dem Wiedereintritt in's Glied, erscheint auf den Ruf: Herein, Grob, der Genannte mit den Worten:

Ei, warum heiß ich der Grob,
Einen glückseligen Tag gibt uns Gott,
Einen glückseligen Abend und eine fröhliche Zeit,
Gleichwie uns Gott vom Himmel geit.
Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang sekirn oder hassen,
I schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Auch dieser kehrt in die Reihe zurück, der Narr ruft nun: Herein, Höfenstreit und erhält von dem noch entfernten Höfenstreit die Antwort: Ja, ja, ja! Erst nach einer Weile erscheint dieser mit Eßwaaren und Getränk beladen und spricht:

Ei, warum heiß ich der Höfenstreit,
Wein saufen ist mein' größte Freud,
's Wein saufen tragt aber nimmer nix heuer,

Geben ma die schlagraschen Bauern s'Troat a gar theuer,
I hama erst drei Metzen Safran kauft zan Sau ausmästen,
Hat ma's aber mei Weibal beim Putzn und Stingl weggessen.
Hiazt woaß i nix z'fangen an,
Hiazt laf i auf und davon.

Der Schalksnarr hält nun den Davonlaufenden zurück mit den Worten:

Bua, Bua, geh he do,
Du schau, i han a fleißiges Weib,
Sie verkauft Kittel und Pfoad von ihrem Leib,
S'Geld, das thut sie in Kasten hinein,
Das is gar nit lang sicher drein,
I zwicks um an Kreuzer und an Groschen.

Höfenstreit:

Du kropfata Schalksnarr, i han a höflichs Anbegehren,
Wannst mi da thatst balwiren und scheeren,
Balwiren und scheeren nit alloan,
Sondern im Maul han i gar a übles Boan,
Und das thut ma so weh und so ond,
I glaub es is an übla Zont,
Wannst mirn do thatst ausreißen,
I mag koa lautre Suppen nit dabeißen.

Inzwischen setzt sich der Sprecher einen großen Schweinszahn in den Mund.

Der Schalksnarr antwortet darauf:

Balwirn und scheern will ich Dich also gern,
Gibst mir an Groschen auf d'Hand,
So balwir ich Dich mit meiner eigenen Hand.

Höfenstreit:

Kratz mich voran oder hint,
Bei'n Füßen han ich auch drei Finger dicke Ring.

Die Musikanten spielen wieder einen Steirischen, den Beide tanzen; während des Tanzes macht der Schalksnarr die Gesten des Barbirens vor Höfenstreit, der sich auf einen Stuhl setzt, zuletzt ahmt der Narr das Zahnausreißen nach, faßt den eben erwähnten Zahn und zieht ihn dem Sitzenden rasch aus dem Munde, wobei aber Höfenstreit vom Stuhl fällt, liegen bleibt und auch die Musik plötzlich verstummt.

Schalksnarr:

Hiazt waß i nix z'fangen an,
Hiazt laf i auf immer davon.

Er versucht Den auf dem Boden zu erwecken:

Bua, Bua, auf, auf, Kamerad,
Rührt sich nix koa brewenkerl.

Dabei greift er ihm in komischer Aengstlichkeit den Puls:

Hiazt hat mar amal a alts Weib g'rathn,
I soll ihm in die Ohren blasen,
Hilfts nit, so schadt's nit.

Nachdem er ihm dreimal in die Ohren geblasen, springt Höfenstreit auf und ruft:

Hiazt bin i wieder von den Todten auferstanden,
I sag den Herrn dafür Dank,
Hiazt gfreut mi wieder unser lustiger Reiftanz.

Zum Schlusse legt sich der Schalksnarr selbst nieder, mit auf ihn gelegten Reifen umstehen ihn die Andern und Obermair spricht die Schlußrede:

Ha, ha, kropfata Schalksnarr, hats Dich bei der Kappen.
Von mir aus g'schieht Dir recht, Du hast ein jeden für ein
Lappen,
Ich bin heraufgestiegen,
Wär besser ich wär drunten geblieben,
Steig ich herauf mit Ehren,
So wollen wir alle das Fasching'gspiel ehren,
Ich sage Euch schuldigen Dank,
Für alle Diejenigen, die uns zugeschaut baben,
Wir ziehen jetzt wieder durch König- und Kaiserland,
Alle Straßen wohl auf und nieder,
Das Geld, das wir gewinnen, versaufen wir wieder,
Seiens Groschen oder Gulden,
Wir werden schon gedulden,
Dann trinken wir wieder Bier und Wein,
So wollen wir wieder lustige Reiftänzer sein.
So steh ich auf meinem grünen Kranz,
Spielleut, machts auf nochmals einen lustigen Reiftanz!

Zum Schlusse folgt nun nochmals Musik und ein Tanz aller Mitwirkenden.

Dies ist das Reiftanzspiel, welches ich Dir, freundlicher Leser, als einen Beitrag zur Kunde deutscher Volksgebräuche in der Steiermark beschrieben. Deutungen des Einzelnen darin sind viele zulässig, wir wollen uns aber hier nicht auf dieselben einlassen, um nicht ermüdend zu wirken. Die genaue Aufzeichnung des Textes entstammt einer Originalquelle und dem Manuscripte selbst, aus dem der Tanz an Ort und Stelle aufgeführt wird. Derartige Reliquien uralten Volkslebens werden von Jahr zu Jahr seltener. Eine solche Reliquie ist es, die ich geboten habe.

Gespenstergestalten im steirischen Volksglauben.

Es ist allbekannt, daß der Glaube unserer Vorfahren das Land mit Wesen bevölkerte, die übermenschliche Eigenschaften besaßen und zu den Bewohnern, allerdings nur in gewissen Fällen, in persönliche Beziehungen traten, ein Glaube, der, wohl hauptsächlich weil er mit den alten religiösen Anschauungen zusammenhing, lange, ja vielfach bis heute nicht geschwunden ist. Elfen und Nixen sowie andere übernatürliche Gestalten trieben in Wald und Hain, in See und Fluß ihr geheimnißvolles Wesen, Zwerge und Riesen, Kobolde und Erdmännchen, Vertreter des guten und bösen Princips lebten und webten allüberall und übten ihre Thätigkeit aus, ohne daß der Mensch davon wußte. Schon die alte Heidenzeit hatte also den Glauben an solche Spukgestalten herangebildet. Aber selbst, nachdem das Christenthum Eingang gefunden, wurde derselbe nicht ausgerottet, es erlangten manche dieser Gebilde des Aberglaubens durch christliche Einflüsse allerdings andere Gestaltung, konnten jedoch nicht ganz verdrängt werden, das Volk hielt so fest daran wie an irgend einer andern alten Ueberlieferung.

Es ist aber aus diesem Grunde von hohem Interesse, nachzuspüren, was sich von den uralten Anschauungen noch heute erhalten hat, denn diese weisen nicht nur auf die Richtung des einstigen religiösen Lebens,

sondern sie machen uns auch mit dem Gedankengange des Volkes über das Walten und Wirken der Natur bekannt, deren Kräfte ja eben personficirt gedacht wurden, sie sind von unzweifelhaft historischem Interesse, da sich in ihnen der Volksgeist vieler Jahrhunderte spiegelt. Daß gerade das Alpengebiet Vieles unverfälscht und wenig verändert erhalten hat, was auf anderem Boden schon lange durch den hereingebrochenen Strom neuer Anschauungen unserer Zeit hinweggeschwemmt wurde, ist eine längst bekannte Thatsache, gerade in den süddeutschen, also auch deutsch-österreichischen Gebirgsländern ist so Manches in Sprache, Sitte und Denkweise der Väter bewahrt geblieben und liefert Dem, der es zu deuten weiß, gar überraschende Hinweise auf das Treiben und Denken vergangener Tage. So auch in den volksthümlichen Spukgestalten, die zumeist diesen südlichen deutschen Ländern gemein sind und an die der Gebirgsbewohner abgelegenerer Gegenden noch immer glaubt, wohl auch düstere Geschichten, in denen solche Gespenster eine Rolle spielen, als wahre Begebenheiten zu erzählen weiß. Die Gestalten sind nun allerdings vielfach in ihren Hauptzügen dieselben, von denen die deutsche Mythe überhaupt Kunde gibt und das geheimnißvolle gespensterhafte Treiben derselbem gleicht dem ihrer Gesellen im Norden und Westen Deutschlands in mehr als einer Beziehung, dessenungeachtet finden sich auch hievon abweichende Züge vor, und besonders Steiermark und Kärnten kennt die verschiedenartigsten gespensterhaften Wesen, welche zumeist den Menschen wenig günstig gesinnt sind. Betrachten wir eine Reihe derselben, vor

denen der Landbewohner Steiermarks noch häufig gar ängstliche Scheu zu Tage trägt.

Vor Allem gehört in diese unheimliche Reihe die Habergoas oder Habergeis, ein gespenstiges Thier, welches in Obersteiermark weit und breit bekannt ist. Diese Gespenstergeis zeigt sich gerne auf Haferfeldern, woselbst sie in Gestalt einer Ziege erscheint, daher auch ihr Name. Aber welch' eine unheimliche Ziege! Vor Allem ist sie nur um zwölf Uhr Nachts zu treffen, sie ist ganz schwarz und hat drei Füße und nur ein großes feurig rollendes Auge mitten in der Stirn. Ihr Rachen weist fünffache Zahnreihen auf und aus diesem sowohl wie aus dem Auge und den Ohren sprühen übelduftende Funken. Dieses gräßliche Thier pfeift, grunzt oder blöckt unheimlich durch die stille Nacht. Manchmal zeigt es sich auch auf Friedhöfen oder wohl gar unter dem Hochgericht, woselbst sich die Habergeis mit andern Spukgestalten herumtreibt. Das Gespenst ist allen Menschen feindselig gesinnt, insbesondere aber Kindern, Verliebten und Verlobten. Schon Demjenigen der seine Stimme hört, steht ein Unglück bevor, wer das dreibeinige Thier aber gar mit eigenen Augen erblickt, ist des Todes. In manchen Theilen Steiermarks und Kärntens hält man die Habergeis für eine Art von Vogel mit drei Füßen von derselben unheimlichen Natur, auch glaubt man, daß sich der Teufel selbst unter der Gestalt der Habergeis zeige. Wie alle solche Spukgestalten, so deutet jedenfalls auch diese Gespensterziege auf gewisse alte mythologische Beziehungen; schon die drei Füße weisen auf die alte heilige Dreizahl und das Vorkommen in Haferfeldern

dürfte einen Zusammenhang mit dem alten Donnergott Thor erkennen lassen, dem der Hafer geweiht war. Nach dem Eindringen christlicher Anschauungen wurde das Gespenst natürlich leicht in den Teufel umgewandelt, mit dem es wohl auch heute noch an manchen Orten identificirt wird. Der Bewohner des Oberlandes schließt, wenn sich in hellen Nächten im Haferfelde oder im Thalgrunde die gefürchtete Stimme der Habergeis erhebt, rasch das Fenster und bekreuzt sich, den bösen Geist verwünschend. Daß dieser schon viel Unheil angerichtet, davon wissen manche Geschichten des Volkes zu erzählen. So lebte vor etwa fünfzig Jahren in der Gegend von Knittelfeld ein glückliches verlobtes Paar, das bald Hochzeit halten sollte, als in einer Nacht der Bräutigam seiner Braut ein Ständchen auf der Schwögelpfeife brachte und gegen Mitternacht im nahen Haferfelde die Habergeis erblickte, auf deren Rücken ein liebendes Paar saß, das die Gestalt des Todes mit der Hippe bedrohte. Am Tage, der zur Hochzeit bestimmt war, wurde die schöne junge Braut auch wirklich begraben, der Bursch verfiel in Wahnsinn, entriß beim Begräbniß am Grabe den Trägern den Sarg und eilte mit demselben in den Wald, wo man ihn einige Tage darauf neben diesem Sarge todt auffand.

In welcher Weise sich der alte Volksglaube mythologische Gestalten umwandelt, zeigt ein anderes gespensterhaftes Wesen, der Berschtl; der Berschtl, so erzählt man sich's im Volksmunde Obersteiermarks noch heute, ist der Geist eines heidnischen Gottes, welcher in der Gestalt eines schwarzen zottigen Hundes zu erscheinen

pflegt, sehr gefräßig und sehr bösartig ist. In gewissen Nächten wurden früher diesem Spukgeiste wohlgefüllte Schüsseln guter Speisen auf einen Tisch im Zimmer gestellt und Niemand durfte in dieser Stube bleiben, damit der Geist seinen gar nicht geisterhaften Hunger stillen könne. Die Speisen waren auch wirklich einige Zeit darauf von den Schüsseln verschwunden. Der Berschtl kommt aber als Berchtl (Berchta, Berchte) auch weiblich vor, man denkt sich das Gespenst dann als altes, häßliches Weib, das die Kinder schreckt, den Flachs und die Fäden am Spinnrocken zerreißt, ja seinen Gegnern den Bauch aufschneidet. Auch der „Berchtl“ opferte man, und zwar die sogenannte Berchtelmilch; ihr zu Ehren wurden schon vor langen Zeiten in Kärnten, Steiermark und anderen Gebieten unserer Alpen Berchtl-spiele veranstaltet. Heutzutage sind diese Gebräuche allerdings beinahe ganz abgekommen, sie beziehen sich aber alle auf die Göttin Perchta (die Glänzende, Prächtige) des deutschen Alterthums. Allerdings dachte man sich diese Göttin meist mild und gütig, und so zeigt sie sich auch noch vielfach in der deutschen Volkssage. Aber Berchta kommt auch als grimmige Frau vor, die den Menschen nicht hold erscheint und es ist wohl anzunehmen, daß das leuchtende gütige Götterbild durch das Eindringen des christlichen Glaubens in der Volksanschauung gewandelt wurde, da man die Erinnerung an die alten Götter und selbst Einzelnes aus deren Cult nicht ganz verdrängen konnte. Aus der lichten Göttin wurde dann, vielleicht um den Abscheu gegen sie zu zu erwecken, ein Scheusal, das zum Kinderschrecken diente

und von unheimlicher Wirkung blieb. Die ursprüngliche weibliche Gestalt ward später auf eine männliche übertragen und so entstand der männliche Spukgeist Berschtl, an den der Glaube noch hier und da fortbesteht. Ein deutlicher Beweis für dessen mythologische Bedeutung sind die Opfergaben von Speisen und Milch, die auf wirkliche Speiseopfer hindeuten, auch dürften die Berchtlspiele auf gewisse dramatische Darstellungen, Umzüge u. dgl. beim alten Berchtafeste zurückzuführen sein. Der Glaube an die Berchta (Berchtl, Perchtl) ist in ganz Süddeutschland verbreitet; im Pusterthal Tirols ist noch zur Weihnachtszeit und im Fasching das Berchtlspringen gebräuchlich, in Baiern finden sich die Opfergaben, welche man auf dem Tisch für „Frau Bert" in der Dreikönignacht stehen läßt, in ähnlicher Weise wie diese Gaben in Steiermark. Ein charakteristisches Geschichtchen, welches in den Fischbacher Alpen bekannt ist, erzählt von dem Spuckgeiste Berschtl Folgendes: In jener Gegend lebte ein Bauer, der strenge an die alten Gebräuche hielt und auch dem Berschtl die seit undenklicher Zeit üblichen, gewöhnlich sehr leckeren Speisen zur bestimmten Zeit auftischte. Die Geschirre, in denen der geputzte Schweinskopf, die Würste, Krapfen oder das Schmalzkoch enthalten waren, fanden sich auch stets geleert und zehn bis zwölf große blanke Silberstücke, die der Geist dankend gespendet, waren darin. Einer der Knechte aber hatte sich längst über die Fülle von Gerichten geärgert, die man diesem unsichtbaren Gespenste vorsetzte, und als in einer Walpurgisnacht wieder eine Reihe von Schüsseln für den Berschtl im einsamen Zimmer aufgestellt wurden,

schlich der Knecht zur späten Stunde in die Stube, aß einige Krapfen und begann eine Schöpfenkeule zu bearbeiten. Schon nahte aber der Geist, er sprang im Mondlicht als schwarzes Hündlein auf den Tisch, das immer größer und zuletzt zum riesigen Ungeheuer wurde, aus dessen Rachen Feuerflammen hervorloderten und welches sich wüthend an den Knecht drängte. Dieser schlug ein Kreuz und entkam glücklich. Aber ein Paar gewaltige Bockshörner hatte er von dem Geiste erhalten, die er nicht wieder verlor.

In ähnlicher Beziehung zu der Gestalt einer Göttin der Vorzeit stehen die bösen Strigholden, es sind dies nach der Volksmeinung in Steiermark böse Geister, wohl auch Teufel in weiblicher Gestalt, welche es hauptsächlich auf Männer abgesehen haben und diese durch Sinnenlust in's Verderben zu stürzen versuchen. Schon der Name deutet auf Holda, jene allerdings wieder milde und gütige Göttin des deutschen Alterthums, welche aber von mancher Seite auch als die Todesgöttin aufgefaßt und mit der älteren eigentlichen Göttin des Todes, Hel, in Verbindung gebracht wird. Die Strigholden erscheinen übrigens in Gestalt schöner Jungfrauen, um die Männer in teuflische Netze zu locken, und da Holda auch als Frau Venus im deutschen Volksglauben vorkommt (der wieder diesen Namen der römischen Mythologie entlehnt hat), Frau Venus aber ebenfalls — man denke an die Sage vom Ritter Tannhäuser im Venusberg bei Venus der „Teufelinne" — den Mann verlockt, um ihn dann den ewigen Verderben zu überliefern, so wird die Beziehung der Strigholden zu Holda deutlich und es

besteht unzweifelhaft eine gewisse Verwandschaft, worauf auch die Geschichte des Müllers Peter aus dem Raabthale hindeutet, welche daselbst dem Volksmunde geläufig ist. Peter hatte eine ältliche Witwe, die Besitzerin einer Mühle, geheiratet und der Ehe entsproß ein Töchterlein. Der Müller führte aber einen leichtfertigen Lebenswandel. Als er einst in der Nacht durch den Eichenwald nach Hause ging, tanzte eine reizende Strigholde im thauigen Grase vor ihm, sie lud auch ihn zum Tanze ein und versprach im schließlich für 200 Jahre alle möglichen Süßigkeiten des Lebens und der Liebe, wofür er ihr aber sein vierjähriges Töchterlein überlassen müsse. Der unbarmherzige Vater gestand dies zu, brachte das Kind in der Nacht in den Eichenhain und dieses sollte einer großen schwarzen Schlange zum Fraße vorgeworfen werden, als die Kleine auf die Knie fiel und laut zum Schutzengel betete. Dies geschah nicht vergebens, denn ein helles Licht verbreitete sich plötzlich, ein Engel schwebte hernieder und rettete das Kind, zugleich aber ertönte Donnergebrüll, ein Abgrund, aus dem Flammen zuckten, öffnete sich und die Strigholde versank darin. Man sieht in dieser Erzählung deutlich die Wendung, welche ihr durch christlichen Einfluß verliehen würde.

Wir kommen nun zu einer Art von Spuckgestalten, die mit dem Alpenlande, als forst- und wildreichem Gebiete, besonders zusammenhängen, übrigens in ganz Deutschland, allerdings, was die Einzelheiten betrifft, verschieden aufgefaßt, im Volksglauben festgewurzelt sind, es ist dies der Zug, welcher unter dem Namen: 's wilde Gjoad (die wilde Jogd) bekannt ist, den der wilde

Jäger anführt. Im Frühling und zu Anfang des Sommers, insbesondere in gewitterschwangeren, warmen und schwülen Nächten soll der gespenstige Zug durch die Luft dahinbrausen, man vernimmt dann ein Gewirr von Stimmen und Tönen, Hundegebell, Stampfen und Wiehern von Pferden, Geschrei von Katzen und Eulen, auch wohl einzelner Männer-, Frauen- und Kinderstimmen und Horngeschmetter. Diesen Lärm hört man bald hoch in der Luft, dann wieder unter der Erde oder auf derselben. Jäger und Wildschützen aus Obersteiermark und Kärnten wissen gar gräuliche Dinge von der wilden Jagd zu erzählen. In den Wäldern und auf den hohen Alpen rast der Zug dahin, aber auch in entlegenen Dörfern und an Stätten, die von Menschen bewohnt sind, macht er sich bemerkbar. Wer ihm in den Weg kommt, muß sich rasch auf's Antlitz werfen und ihn über sich dahinbrausen lassen. Wehe dem, der den Kopf emporhebt, er verliert das Gesicht und das Gehör für sein ganzes Leben. Man erzählt, daß in Steiermark der Hartkogel bei Mitterndorf der Wohnsitz des wilden Gjoads sei und noch zu Ende des vorigen Jahrhundertes in Mitterndorf ein Schmied gelebt habe, zu dem das Jagdheer alljährlich am Weihnachtsabend gegen eilf Uhr gekommen, die Huf- und Fußeisen ausbessern und Anderes verrichten ließ. Ein Teufel hielt dann dem Schmied den Beutel mit Geld hin, damit er sich seine Bezahlung nehme, aber dieser hütete sich mehr zu nehmen als er verdient hatte, es wäre ihm sonst übel ergangen.

Was für Ursachen die Aufrechthaltung des Aberglaubens im Volke an die wilden Jäger oft bewirken,

darüber gibt die Erzählung des Oberförsters E., der in den Vierziger-Jahren zu Seckau in Obersteiermark lebte, die beste Nachricht. „Es war eine laue Frühlingsnacht," erzählte dieser, „und ich hoffte, auf einem freien grasigen Platz einen Rehbock zu treffen. Kaum war ich dort angekommen, so vernahm ich ein Getöse in der Nähe. Es pfiff, krächzte, schrie, heulte, bellte und zischte gräßlich und in sonderbaren Tönen, ich hatte Mühe, dabei meiner Sinne mächtig zu bleiben, zumal mir ein unbekannter Feind derbe Püffe und Schläge auf den Kopf versetzte. Ich dachte an alle die Geschichtchen, welche man mir vom wilden Gjoad erzählte und, obwohl ich nicht abergläubisch bin, hätte mich doch dieser räthselhafte Lärm beinahe daran glauben lassen. Ich bückte den Kopf, um den Schlägen auszuweichen, und das Getöse verlor sich allmählich. Endlich wagte ich aufzublicken, da bemerkte ich eine Menge von Eulen, welche ich wegen der Dichtigkeit des Gebüsches, in dem ich mich befand, nicht sehen konnte. Die verworrenen Stimmen dieser Eulen gleichen wirklich jenen der Hunde, Katzen und Menschen und heiter lachend beendete ich mein Abenteuer durch einen Schuß in den Haufen der Lärmenden, der auch wirklich einen großen Kauz zu Boden streckte."

Auf solche und andere Weise mag bei abergläubischeren Gemüthern allerdings der Glaube an die wilde Jagd gefestigt werden, auch er stammt übrigens aus längst vergangener Zeit. Kein Zweifel ist es wenigstens, daß man sowohl in Steiermark als auch in den übrigen deutschen Gegenden, wo man den wilden Jäger mit seinem Gefolge als Nachtgespenster kennt, darin eine

Erinnerung an das wüthende Heer des nordischen obersten Gottes Odin oder Wuotan erblickt, in der That wird an manchen Orten der nächtliche Zug mit dem Namen Wuotas Heer heute noch bezeichnet. Damit läßt sich auch die Auffassung in Verbindung bringen, daß die wilde Jagd sich in der Volksanschauung durch stürmische Frühlingsnächte mit herausgebildet hat; die Phantasie des Volkes mag, weil die brausenden Nachtstürme unsichtbar sind, in dieselben allerlei Gespensterspuk hineingelegt haben und, da die Jagd seit Jahrtausenden eine allen Menschen geläufige Beschäftigung ist, der man in Wäldern und auf den Bergen nachgeht, so lag auch die Beziehung auf einen Jagdzug nahe. — Auch in Steiermark finden sich die Anschauungen über die Details des wilden Gjoad's übrigens verschieden, so meint man in manchen Gegenden, die Gespenster fahren auf einer Art von Schlitten, den böse Dienstmägde ziehen müssen, in Kärnten glaubt man, der wilde Jagdzug bestehe aus den Geistern eines Volkes aus alter Zeit, welches in toller Jagd die Felder der Bauern verheert habe und dies nun durch die Lüfte fahrend büßen müsse.

In einer Aneinanderreihung von Gespenstergestalten, wie die vorliegende, darf „der Schratl“ nicht übergangen werden, der Volksglaube an ihn ist wohl am allermeisten verbreitet, auch dürfte der Schratl schon seit vielen Jahrhunderten in derselben Art, wie man sich ihn heutzutage in Steiermark vorstellt, gekannt und gefürchtet sein. Schon in den altdeutschen Sprachdenkmälern, also in graueſter Vorzeit finden wir einen Geist scrat oder scrato genannt, der dem Elbengeschlechte angehörte und

später als ein wilder zottiger Waldgeist angesehen wurde; diesen kennt man nicht nur an vielen Orten Deutschlands und selbst Norwegens, sondern auch in den slavischen Gegenden; selbst der Name bleibt ähnlich, so heißt er im Böhmischen Skřet, im Slovenischen Shkrát. Sogar als Helden und Halbgötter werden die altdeutschen Scrate mitunter aufgefaßt. Wir haben es jedoch nur mit der gegenwärtigen Geltung unseres modernen Schratl oder Schradel zu thun, wie man sich in Steiermark, Kärnten, selbst in Tirol und den angrenzenden Alpenländern denselben vorstellt, und in dieser Vorstellung ist der Schratl ein Diener der Hölle, ein abgefeimter Geselle, der dem Teufel hilfreich zur Seite steht und die Menschen durch Reichthum und andere Verlockungen zu berücken und zu verderben sucht. In mondhellen Nächten sieht man den Schratl manchmal auf den Giebeln der Häuser in gräulicher Gestalt sein Spiel treiben, zuweilen steigt er auch hinab und nähert sich in unbewachter Stunde den Menschen, auf die er es abgesehen hat. Zumeist wird der Schratl mit dem eigentlichen Teufel selbst identificirt und nicht als ein von diesem verschiedener Geist angesehen, darum lautet auch das Liedchen:

A Bua, der sein Geld verwirt,
Dem thuat der Schratel nix;
Der koans will verthoan,
Den hat er schoan.

Auch in den naiven geistlichen Liedern des Volkes, so insbesondere in den Weihnachtsliedern wird des Schratels mitunter gedacht; so lautet die Stelle eines

solchen Liedes, welches das Nahen des friedenverkündenden Engels beschreibt:

Schau, dort kimt schon einer,
S'is recht gar a kleiner,
Der verkündet uns den Frieden all',
Daß zu Trutz dem Schradel
Unser Himmel Tadel
Herabschickt seinen Sohn einmal.

Beide Lieder, das eine aus dem Murthale, das andere aus dem Ennsthale der Steiermark stammend, zeigen, daß man den Schratel sich mit dem Teufel als eine und dieselbe Person denkt. Dies zeigen auch die verschiedenen Geschichten und Sagen, welche über den Schratel in der Bevölkerung Obersteiermarks verbreitet sind. Eine derselben berichtet von einem greisen, in Noth gekommenen Landmann, dem der böse Geist als häßliches Männchen mit dickem rothbehaartem Kopfe, vom Dache nach Katzenart herabkletternd, nahte und durch eine Menge Goldes, welches er dem Verarmten schenkte, in einen leichtsinnigen, lasterhaften Lebenswandel stürzte, so daß er nach fünf Jahren ganz den Klauen dieses höllischen Geistes überantwortet war. Man fand den Bauer mit zerschmettertem Kopfe in einer Schlucht und er soll nächtlicher Weile an des Schratl's Seite noch als Gespenst durch das Thal wandeln. Daß dieses Teufelsgespenst mitunter sich auch etwas dumm erweist, zeigt die nicht minder verbreitete Geschichte jenes armen Jägers, dem der Schratel ebenfalls in Jägertracht nahte und, da der Jäger ein Mädchen liebte, aber seiner Armuth wegen nicht heiraten konnte, diesem zu helfen versprach,

falls er von den Kindern, welche der Ehe entsprießen würden, eines nach bestimmter Zeit dem bösen Geist überlassen wolle. Auf das gegebene Versprechen hin erhielt der arme Sohn Huberti eine Anzahl Freikugeln und einen Geldbetrag, welcher ihm die Heirat ermöglichte. Als aber nach abgelaufener Frist der Schratl seinen Lohn zu holen kam, trat ihm der geängstigte Vater mit dem Crucifixe entgegen, warf den mit Blut unterzeichneten Vertrag, welcher ihm vom Geiste dargeboten ward, in die Flammen seines Herdes und rief: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Unter Donnerschlägen und höllischen Gestank zurücklassend entfloh daraufhin der geprellte Böse und nahte dem Jäger, der ein frommer christlicher Mann blieb, nie wieder.

Seltsame Geistergestalten sind die Fuchtelmänner, sie zeigen sich insbesondere auf dem Hochschwab und in dessen zerklüftetem Gebirgszuge, und zwar um Mitternacht, zu welcher Zeit sie als kleine Flammen im Gebirge umhertanzen und den einsamen Bergwanderer schrecken. Das Volk weiß zu erzählen, daß dies die Seelen solcher Menschen sind, welche bei Lebzeiten aus Habsucht Grenzsteine verrückt haben. Auch böse Verwalter, Advocaten, Richter und Vormünder, die ungetreu gehandelt, finden im Grabe keine Ruhe, sie müssen gespenstig als Ziegenböcke, Eulen und Kröten unstet durch Nebel spuken und manche Geschichte ließe sich hievon erzählen. Der Glaube an diese verwünschten Seelen herrscht im ganzen Alpenlande.

Weniger grauenerregend, aber doch aus dem Geistergeschlechte angehörend sind die Bergfräulein und Wildfräulein in dem Hochgebirge der oberen

Steiermark. Auch sie sollen hauptsächlich im Hochschwab-gebiete vorgekommen sein. Die Bergfräulein waren klein und von zarter Beschaffenheit, sie zeigten sich vor Zeiten öfter den Hirten auf der Alm, ließen sich in Gespräche mit denselben ein und waren ruhiger, friedlicher Natur. Die Wildfräulein waren weniger mild, schon äußerlich erschienen sie größer und stärker. Die Bewohner des Hochschwabgebietes erzählen, daß diese geisterhaften Wesen aus der Gegend verschwunden seien, seitdem es um den Hochschwab lärmender geworden und insbesondere seitdem die Fuhrleute daselbst so viel mit den Peitschen knallten.

Es sei nun noch eines dem Volksglauben bekannten Wesens gedacht, das zwar kein eigentliches Gespenst genannt werden kann, aber doch seines übernatürlichen, unheimlichen Charakters wegen zweifellos an diese Stelle gehört. Es ist dies der freilich in den letzten Jahren schon ganz in Vergessenheit gerathene Werwolf. Gewisse Menschen schließen nämlich einen Bund mit dem Bösen und werden von diesem nicht nur mit Glücksgütern überhäuft, sondern sie erhalten auch die Gabe, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln, hauptsächlich zeigen sie sich dann in der Gestalt des Wolfes, in welcher sie viel Unheil anrichten, und einen solchen Wolf nennt man Werwolf. Dieser Glaube ist sowohl im deutschen als auch im windischen Theile der Steiermark sehr verbreitet gewesen, er taucht aber auch bei fast allen Völkerschaften Europa's, und zwar seit den ältesten Zeiten auf. In Deutschland gibt es beinahe kein Gebiet, in dem man nicht die grauenhaftesten Dinge von Werwölfen zu

berichten wüßte. Auch hierin stecken Spuren mythologischer Beziehungen zu dem germanischen Alterthum. So war der Wolf das dem höchsten Gotte Wuotan geheiligte Thier, da er das schnellste, rüstigste, freilich auch das raubgierigste unserer größeren vierfüßigen Thiere ist; er stammte von den Göttern und Menschen feindlichen Riesen ab, überhaupt wurde er als das Symbol des feindseligen Bösen angesehen und ward im christlichen Glauben später geradezu das Thier des Satans. So nennen ja ältere Gedichte noch den Teufel selbst den Erzwolf, Archilupus. Auch soll der Teufel häufig in Wolfsgestalt mit mehreren Werwölfen umherziehen und Schaden und Unheil anrichten. In Norddeutschland wird die Verwandlung in einen Werwolf mit einem Gürtel in Verbindung gebracht, den der zu Verwandelnde erst anlegen muß, und zwar soll dieser Gürtel aus Wolfshaut gefertigt sein. Nicht selten geschieht es, daß durch eine Verwundung der Werwolf wieder gezwungen wird, sich in seine menschliche Gestalt zurück zu verwandeln, freilich zeigt er, sich aber auch unverwundbar und dann kann man ihm nur mit besonderen Mitteln zu Leibe gehen. Der Werwolf kommt auch wohl als das Gespenst eines Verstorbenen vor, der einen bösen Lebenswandel geführt hat, in dieser Art aber viel seltener. Schon der Name des Werwolfs deutet darauf hin, seit wie langer Zeit der Glaube an ihn besteht; das Wort Wer heißt nämlich (gothisch vair, althochdeutsch wer) in altdeutscher Sprache Mann, da ursprünglich zumeist Männer als Werwölfe gedacht wurden. Ueber den Werwolf hat sich auch schon eine reiche Literatur gebildet und schon im Jahre 1591 hat Wolfeshusius

ein Werkchen De Lycanthropis (Von den Werwölfen) herausgegeben.

Dies wäre eine Zahl der wichtigsten Spukgestalten, welche das Volk unseres Alpenlandes theils noch kennt, theils einst gekannt hat. Manchen im Landvolke wird man finden, den das eine oder das andere dieser Wesen schon geschreckt hat und der darauf schwören wird, er sei dem Gespenste begegnet. Dem freundlichen Leser, der mich bis hieher begleitet, kann ich, wenn er selbst etwas dergleichen erfahren will, rathen, sich in der Nacht auf Friedhöfen oder an Kreuzwegen einzufinden, dort sitzen Hunde mit flammenden Augen, welche leibhaftige Teufel sind, auch tanzen an letzteren Orten die Teufel in ihrer wirklichen greulichen Gestalt und allerlei unheimliches Gespenstwerk treibt dort nächtlichen Spuk. Hirten und Jäger werden dies bestätigen und es ist leicht möglich, daß auch der Leser persönlich einen der geschilderten Unholde dort kennen lernt.

Wie man in Steiermark ißt und trinkt.

Niemand wird leugnen, daß in der Speise und im Tranke eines Volkes ein Stück der Geschichte seiner Cultur und seiner Entwicklung steckt und daß die Nahrung von nicht geringem Einflusse auf die Ausbildung ganzer Nationen geworden ist. Es liegt nahe, hier auf die im

Alterthume so berühmte schwarze Suppe der Spartaner hinzuweisen, welche mit zur Kräftigung eines bis heute von der Welt bewunderten Heldenvolkes beitrug, eine Suppe, die dadurch zu unvergänglicher historischer Berühmtheit gelangte. Und auch die späteren Zeiten haben Speisen und Getränke aufzuweisen, die im Culturleben eine so große Rolle spielen, daß ohne sie die Volksentwicklung gar nicht gedacht werden kann; der alte römische Geschichtsschreiber erzählt von unsern germanischen Urahnen, daß sie ein Getränk gehabt, welches er natürlich nicht Bier nennen kann, das aber nach seiner Beschreibung dem heutigen Biere ganz ähnlich war, und dieses Getränk ist durch viele Jahrhunderte immer ganz besonders bezeichnend für die materiellen Bedürfnisse des Deutschen geblieben. Für den Ethnographen bieten die Nationalspeisen und Nationalgetränke gegenwärtig noch Stoffe recht werthvoller Untersuchungen und der Plump-Pudding des Engländers, die Olla potrida des Spaniers, die Polenta des Italieners, der Pillaw des Orientalen können ebenso gut als Repräsentanten des ganzen Volkes aufgestellt werden, wie ein einzelnes Individuum aus den genannten Nationen.

Der freundliche Leser wird es nach diesen Worten schon weniger seltsam finden, daß wir uns mit einem kleinen culinarischen Streifzuge beschäftigen, welcher unser schönes Alpenland betrifft, auch hier beeinflußen ja die materiellen Bedürfnisse, wie überall, die Charakter-Entwicklung des Volkes, und gerade beim Volke der Alpen, das in bestimmten Richtungen an eine gewisse Nahrung durch die Gestaltung seines Bodens angewiesen

ist, zeigt sich die Einwirkung derselben auf die culturelle Entwicklung sehr deutlich.

Wie lange Zeit einzelne der nationalen Gerichte bestehen, zeigt die Anekdode von der Herkunft des Namens „Sterz“, jener kräftigen Mehlspeise, welche gerade in der Steiermark so verbreitet ist, und die eigentliche Nationalspeise des Steirers genannt werden kann. Man erzählt, daß die Römer, als sie in grauer Vorzeit den Boden der Steiermark zuerst betraten, hier die Ureinwohner des Landes fanden, welche von Ackerbau und Viehzucht lebten und insbesondere sich von einer Gattung Mehlbrei nährten, den Alt und Jung, Vornehm und Gering, genoß. Dieser Brei mundete aber den verwöhnten Gaumen der von allen Leckerbissen übersättigten römischen Ritter und Soldaten keineswegs, sie schoben ihn verächtlich bei Seite und nannten ihn schlechtweg stercus, das heißt Koth. Das Land selbst kam sodann unter römische Herrschaft, es wurde urbar gemacht; aber siehe da, im Laufe der Zeit hatten die verwöhnten Söhne der stolzen Roma in dem Brei doch eine gesunde, bald selbst eine wohlschmeckende Speise kennen und würdigen gelernt, nur der Name Sterz war beibehalten worden und blieb es bis auf den heutigen Tag. Mag diese Geschichte nun wahr oder nur sagenhaft sein, so weist sie doch jedenfalls auf das Alter des betreffenden Gerichtes hin, dessen sich im letzteren Falle sogar die Sage bemächtigt hat.

So schwierig es ist, so läßt sich doch bei einzelnen Gerichten und Speisen, die dem Volke eigenthümlich sind, durch eine Reihe von Jahrhunderten zurück ihr Bestehen nachweisen. Dies ist hauptsächlich bei den Mehl-

speisen der Fall, welche hier besonders den Ausschlag geben, da sich ja die verschiedenen Gattungen von Fleischspeisen nach den wilden und zahmen Thieren, die im Lande überhaupt vorkommen, richten. Selbstverständlich darf man, wenn von der volksthümlichen Nahrung die Rede ist, nur diejenige des eigentlichen Volkes, insbesondere also die des Landmannes, des Jägers, des Hirten und der Sennerin auf der Alm, kurz diejenige der Stände, welche den eigentlichen Kern des Volkes bilden, in's Auge fassen, zumal sich ja nur hier im Volke selbst auch auf diesem Gebiete die Eigenthümlichkeiten lange und unverändert erhalten haben.

Das Volk liebt es, an seine Lieblingsspeisen oft zu denken, und rühmt sich gleichsam derselben, wo dies nur irgend möglich ist. Hiezu liefern die zahlreichen Lieder aus dem Volksmunde eine Menge Belege und die naiven Weihnachts-, Hirten- und Krippengesänge bieten nicht selten die schönsten Zusammenstellungen von Speisen und Lebensmitteln, welche besonders beliebt sind. Gewöhnlich werden diese Speisen als Geschenk für das Jesukind mitgenommen und ihm als Opfergabe verehrt, wodurch, da es sich um ziemlich derbe Kost handelt, die Naivetät des Ganzen noch gehoben und vermehrt erscheint. Hier etwa einige Proben.

Du, Widach, leg d'schön Hosen an,
Du Stichi, in rothen Rock,
A Opfer muß mar a mitnehm,
Da Golli kocht a Koch,
Und Tofant-Aepfel und an Brein,
Von Ziwebn a Kletzenbrot,
Das muß mar a mit uns mittragn,
Gsegns enk der liebe Gott.

Oder der Hirt läßt gleich zwei Gattungen der beliebtesten landesüblichen Mehlspeisen für das Christkind rasch bereiten:

Hans, Hans, Hans,
Hast mich verstanden ganz,
Thua an ötla S ch n i t t n bacha
Und für's Kind a S ch m a l z k o ch macha,
Nimm aber Du mein Bua, ja mein Bua,
Nimm koa starks (ranziges) Schmalz dazua!

In Gegenden, wo auch Branntwein häufiger vorkommt, bringt ein Hirt dem Kinde sogar

Oar, Gries, Mehl und Butta, a Kanel Geismilch,
In an Schraufglas an Branntwein sand schon a drei Halb,
Der wird ihm schon recht sein, heut is gräula kalt.

Ein Lied aus Mitterdorf im Mürzthale zählt eine ganze Reihe von Speisen und Lebensmitteln auf, welche das Gesinde herbeiträgt:

I gib a feiste Henn und mein großen Hahn,
Du Stanzl bring a in a Wandl
A zuckasüßes Aepfelmandl,
Der Urberl an Laib Brot,
Weils geht dem Kind so noth. —
Der Toni bringt a Lampl und an Wein,
Die Miadl Milchsuppn und Semmelbrocken drein,
Die Thresl Butter und Salz,
Die Katl Eir und Schmalz.

Auf diese Weise zählen solche Lieder ganze Speisekarten des Bauern auf und zeigen, da die Gesänge oft mehrere hundert Jahre alte sind, zugleich, wie unverändert sich im Volke diese Gattungen von Speisen erhalten haben.

Da Steiermark in zwei von einander in Sitten und Gebräuchen überaus verschiedene Theile zerfällt, in den oberen Theil, der vom deutschen, und in den unteren Theil, der vom slavischen Stamme bewohnt erscheint, so herrschen natürlich schon deshalb in der Nahrung und Lebensweise große Verschiedenheiten, insbesondere hat, was das Getränk betrifft, der Wende des südlichen Theiles eine Ueberfülle an Wein, der ja in den prächtigen Weingegenden daselbst reich und herrlich gedeiht und von Alters her berühmt ist. Dafür ist die Viehwirthschaft im Oberlande ausgebildet und die Milch- und Butterspeisen herrschen vor. Fett (Butter) welches man in Obersteiermark an einem Tage in einer Hauswirthschaft benöthigt, würde in den unteren Landestheilen für die nämliche Anzahl Menschen den Bedarf einer Woche decken und es ist die stark geschmalzene Mehlspeise selbst bei Mägden und Knechten des obersteirischen Bauernhofes so sehr beliebt, daß die Bäuerin, wie dies im Lande allbekannt ist, Butter oder Schmalz nur heimlich verkaufen darf, wenn sie mit ihren Dienstboten, deren manche gar bedeutende Vorrechte haben, nicht in Zank und Hader gerathen will. Darum erzählt auch die Volksanekdote von den sehnlichen Wünschen der Bauernburschen Bartl und Rüepl: Der Bartl pflegt zu sagen: „Das möcht ich halt allweil haben, ein großes Stuck Speck, darauf tüchtig Butter gstrichen und in Schmalz eingetunkt. „Der Rüepl aber ist noch leidenschaftlicher in seinen Wünschen, die er in dem Seufzer ausdrückt: „Just zu'nen Schmalzbach möcht' ich einmall kommen, o wie wollt ich mich da laben."

Ueberhaupt macht man dem Bewohner des steirischen Oberlandes den Vorwurf, daß er sehr viel, ja zu viel esse; allerdings ist dabei zu bedenken, daß der Landmann bei seinem harten Dienste fortwährend mit Luft und Wetter kämpft, daß er in den gebirgigen Gegenden mit großen Anstrengungen ringt, daß ein gesunder, starker und wohlgenährter Körper zur Ertragung aller dieser Lasten nothwendig ist und sich daher kräftigen und stärken muß. Ein genauer Kenner des Landes und Volkes erzählt eine heiter wirkende Episode aus dem Leben eines norddeutschen Reisenden, der in den Vierziger-Jahren auch Steiermark besuchte und bei einem biederen obersteirischen Bauersmann einkehrte, der ihm gerne seine weitgehende Gastfreundschaft angedeihen ließ. Unser Norddeutscher, an die knapper bemessene Kost seiner Heimat gewöhnt, that sich am gastlichen Tische des Landmannes, den er sehr verwundert reich besetzt fand, gütlich. Als er gesättigt war, scherzte er über die Fülle der gebotenen Speisen. „Guter Landmann", sprach er, „Ihr esset ja gewaltig viel. Ich komme vom Norden, sah vieler Herren Länder und weiß zu sprechen von der Völker Lebensweise. Hierlands wird aber der Tisch zu gröblich beladen." Der Bauer lächelte, kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „Ah na, schau, schau, dös kann wohl sein ah, aber Gott sei Dank, mir habens ja, es gfolgt sicher aus. Wanns dös mehr hätts, i glaub schier, dös essets mehr." Der Nordländer schwieg darauf und es schien ihm nicht gerathen, auf das Gespräch weiter einzugehen, welchem der derbe Oberländer eine solche Wendung gegeben hatte, wenn auch in der gewohnten, eigentlich gutmüthigen Weise.

Um nun die Gattungen der volksthümlichen Speisen kennen zu lernen, möge hier eine Anzahl derselben verzeichnet werden; für freundliche Hausfrauen dürfte dies ohnehin nicht ohne Interesse sein, aber auch Demjenigen, der die Aeußerungen des Volkslebens gerne verfolgt, mag es manches Neue bieten, da auch einige Speisen zu nennen sind, die in der jüngsten Zeit wenig mehr im Gebrauche stehen.

Oben schon wurde mehrfach auf die Mehlspeisen hingewiesen, deren Steiermark eine Zahl ganz besonderer Art aufzuweisen hat. Nothwendigerweise muß hier wieder der Sterz genannt werden, der im Ober- und Unterlande verbreitet ist und, wie schon angedeutet, jedenfalls ein hohes Alter als steiermärkisches Gericht genießt. Er ist zumeist aus Buchweizenmehl bereitet, das in siedendes Wasser in einen Topf eingerührt und mit Fett „geschmalzen" wird, dieser „Hoadensterz" (Heidensterz, nach dem gewöhnlichen Namen des Buchweizens, den das Volk Heiden nennt) zählt zu der beliebtesten gewöhnlichen Speise des Steirers. Wir finden jedoch verschiedene Sterzgattungen; und sie kommen im ganzen österreichischen Alpengebiete, wohl auch aus gewöhnlichem Weizenmehl und in Untersteiermark beinahe ausschließlich aus Mais- (Türkenweizen)-Mehl bereitet, vor. Eine Abart vom gewöhnlichen Sterz ist der Ofensterz auch Ofenkater oder Ofentommerl genannt; bei der Bereitung dieses Gerichts wird das Heiden-, Weizen- oder Maismehl nicht im Topfe gesotten, sondern in einem Tiegel gebacken. Der Pfannsterz endlich wird ähnlich in einer Pfanne und stets mit viel Fett zugerichtet. Selbstverständlich ist das

Mehl des „Türkenweizens" wie die Frucht selbst, nicht nur im ganzen südlichen Theile, sondern auch in dem mittleren Gebiete der Steiermark verbreitet und in einigen Thälern, wie z. B. im Kainachthal, Sulmthal ꝛc. so sehr beliebt, daß der Oberländer sich darüber lustig macht und singt:

Der türkische Sterz,
Ja der hat mich vertrieben,
Sonst wär i no länger
Im Sulmthal verblieben.

Zu den derben Mehlspeisen, die man überall im Lande kennt, gehören auch die Knödel, jene großen Klöße, welche aus Weizenmehl, Eiern und Semmelschnitten bestehen und gewöhnlich mit Sauerkraut und geräuchertem Fleische gegessen werden; sie kommen bei großen und kleineren Mahlzeiten vor und fehlen ebensowenig auf der bäuerlichen Hochzeitstafel als auf dem gewöhnlichen Mittagstische des Landmannes.

In Obersteiermark sind als Speise bei feierlicheren Gelegenheiten, jedoch auch mitunter als gewöhnliche Kost, die Krapfen nicht selten, unter denen man sich aber nicht jenes feine Gebäck zu denken hat, das unter diesem Namen auf den besten städtischen Tafeln vorkommt; die Bereitungsart ist allerdings dieselbe, nur sind die steirischen Bauernkrapfen aus weniger feinem Mehl und von außerordentlicher Größe; sollen sie besonders gut sein, so werden sie in frischer Butter gebacken und stark gezuckert, selbstverständlich gelten sie dann als besondere Leckerbissen. Der Hirt in einem Weihnachtsliede bietet als Opfer dem Christkinde auch:

A zween Butta-Krapfen, hans zuckert mit Fleiß,
An Kindsgrieß, a Mundmehl, a Semmel schneeweiß —

und will diese Krapfen als etwas ganz Besonderes angesehen wissen.

Für das Alpengebiet insbesondere sind die verschiedenen Gattungen von „Koch" hier nicht zu übergehen. Welcher Tourist, der die herrlichen Berge der Steiermark bestiegen, hat nicht schon in irgend einer Almhütte ein Schmalzkoch gegessen, es ist dies eine Speise, bei der in heiße Butter Gries eingekocht wird und die sehr wohlschmeckend ist, in ähnlicher Weise wird beim Rahmkoch Gries in siedendem süßem Milchrahm zu einer nicht allzufesten Masse verkocht; das Brennkoch ist eine Art Sterz aus Weizenmehl und Wasser und wird, wie selbstverständlich, tüchtig geschmalzen.

Zu den charakteristischen Speisen des Steirers, die dem Gebäck beizuzählen sind, gehört das Kletzenbrot, welches insbesondere aus Kletzen, d. h. aus getrockneten Birnen, wohl auch aus Pflaumen und Brotteig verfertigt und im Backofen gebacken wird. Es ist dies ein ähnliches Gebäck, wie es unter dem Namen der „Zelten" auch in ganz Tirol vorzukommen pflegt. Des trefflichen Obstes in Südtirol wegen haben die Bozner Zelten ja einen besonderen Ruf. Das Kletzenbrot ist in Ober- und Untersteiermark bekannt, man pflegt es zu Weihnachten und Ostern gerne zu bereiten und es gilt stets als Leckerbissen, hauptsächlich wenn auch Rosinen, Korinthen, Mandeln, Nüsse und dergleichen hinzugefügt werden, was in vermögenderen Wirthschaften geschieht. Zur

Weihnachtszeit müssen einige Laibe Kletzenbrot in jedem Hause zu finden sein. Auch im Krippenliede heißt es:

Drei Laibl Kletzenbrot
Ist ja für unsern Gott
Einmal nit z'viel.

Da Nüsse und gutes Obst im Unterlande nichts Seltenes sind, so ist auch das Kletzenbrot daselbst von besonderer Güte.

Noch seien erwähnt von den im Lande eigenthümlichen Mehlspeisen die Heiligenstritzel aus gewundenem Teig, welche zu Allerheiligen (1. November) gebacken werden, der Wider, in Oesterreich Gugelhupf genannt, das bekannte Germgebäck, welches ja als Napfkuchen fast in ganz Deutschland verbreitet ist, die Prügelkrapfen, welche keineswegs krapfenartig sind, sondern aus einem leichten Zuckerteig bestehen, der auf einer Rolle (Prügel) über offenem Feuer gebacken wird, eine Speise, die in der Umgegend von Leoben bei festlichen Anlässen sehr beliebt ist. — Noch sei auf zwei Gattungen von Mehlspeisen, welche nur in Untersteiermark vorkommen, hingewiesen, auf die Putizen und Poganzen. Erstere sind ein reich gefülltes Gebäck, das im ganzen Unterlande überaus gerne gegessen wird. Dasselbe erscheint überall bei der südlichen slavischen Bevölkerung verbreitet und der wißbegierigen Hausfrau sei hier das Recept ihrer Bereitung mitgetheilt nach der Aufzeichnung des alten gelehrten Valvasor, der es schon in seinem 1689 erschienenen Riesenwerke: „Die Ehre des Herzogthums Crain" so bietet, wie es heute noch angewendet

wird. Der Wortlaut Valvasor's lautet: „Man welgt einen Teig ganz dünn, wie ein Laub oder Papier, streicht klein gestoßene und mit Honig durcheinander, gemischte Nußkerne, und walget solches Gemisch, druckts hiernechst zusammen, oder windets herum, daß es wie ein Laib brod wird. Endlich backt mans, und wann es ausgebacken, wird es Potiza genannt.“ Zu bemerken wäre etwa noch, daß heutzutage wohl auch andere Fülle den Inhalt dieser Putizen bildet, insbesondere auch Mandeln, Rosinen, Korinthen und dergleichen. Die Poganzen sind flache Kuchen, welche mit Mus von Aepfeln und anderen Früchten, mit Mohn, Nüssen, Eierkäse und dergleichen gefüllt, d. h. bestrichen werden, sie gleichen ganz den in Norddeutschland, speciell in Schlesien bekannten „Kuchen“ und sind eine feinere Mehlspeise als die Putizen, sie werden aus einer Art Butterteig angefertigt. Mit Uebergehung der verschiedenen Strudeln, Nockerln, Talken und anderer Mehlspeisen, die nicht gerade im Lande allein, sondern in Oesterreich überhaupt vorkommen und daher für die Lebensweise des Steirers weniger bezeichnend sind, möge die freundliche Aufmerksamkeit des Lesers nunmehr andern culinarischen Gebieten des Steirers zugewendet werden.

Vorzugsweise kommt hier neben den Mehlspeisen die S u p p e in Betracht, deren es nicht minder verschiedene Gattungen gibt. Eine sehr beliebte Gattung ist die Klachelsuppe, eine Brühe aus zerhackten Schweinsfüßen, welche kalt geworden zu einer gallertartigen Masse gerinnt. Sie ist in vielen Gegenden Steiermarks bekannt und beliebt und heißt an manchen Orten Katzengschroa,

welcher Name wohl mit dem bekannten Ausdrucke: Katzenjammer zusammenhängt, da man dieser säuerlichen Suppe in dem gewöhnlich also benannten Zustande wohlthätige Wirkungen zuschreibt.

Im Alpengebiete darf auf den Bergen wie im Thale die Milchsuppe nie fehlen, sie besteht einfach aus gesottener Milch, in welche Brot geschnitten und die also verspeist wird. Durch einen Zusatz von „Schotten," einer Art Käse, wird diese Milch zu der Schottsuppe, welche in jeder Almhütte die im Tage häufig eingenommene Nahrung bildet und durch ihren Namen schon oft die Aufmerksamkeit touristischer Neulinge, die in das Gebiet unserer Alpen gekommen, erweckt hat. Die Mehlsuppe wird aus geronnener Milch und Weizenmehl bereitet, diese findet man besonders im Mittellande. Um Straden, Gnas, Mureck, Leibnitz ist die sogenannte Verhakatsuppe, von den gehackten Fleischstückchen darin so benannt, ein häufiges Gericht. Noch südlicher in Gegenden, die waldreich sind, darf Schwammsuppe nicht fehlen, man ißt sie häufig mit Sterz aus „Türkenmehl", darum lautet auch ein Liedchen daselbst:

He lusti, wohlauf,
Is der steirische Brauch,
A türkischer Sterz
Und a Schwammsuppen drauf.

Diese Suppe ist hauptsächlich als Fastenspeise beliebt und das Gleiche gilt von der sauern Rahmsuppe. Die eigentliche Rindsuppe d. h. Brühe, in der Rindfleisch gekocht wird, erscheint in Obersteiermark besonders

bei feierlichen Gelegenheiten auf dem Tische, so darf sie bei Hochzeiten nie fehlen und wird sogar einige Male aufgesetzt, bald mit weißen Brotschnitten und geräucherten Würsten, dann wieder mit Nudeln, Reis, Gerstengrütze u. s. w. Bei größeren Hochzeitsmahlzeiten beginnt man vier- bis fünfmal mit der Suppe und beschließt die Abtheilung mit einem Braten. Noch sei endlich die Einbrennsuppe erwähnt, die mit Eiern gemengt und im Unterlande oft aufgetischt wird.

So wichtig die eigentliche Fleischnahrung im Allgemeinen erscheint, so wenig charakteristisch kann dieselbe natürlich in der Lebensweise eines Volkes hervortreten; die Haus- und Nutzthiere sind fast überall dieselben und in der Fleischbereitungsweise kann sich beim einfachen Manne des Volkes auch keine Mannigfaltigkeit geltend machen. Einzelne Andeutungen genügen hier vollkommen. In Obersteiermark schlachtet der Bauer wenigstens ein Stück Rindvieh in jedem Jahre, ein Theil des Fleisches wird grün, d. h. frisch verzehrt, der größere aber geräuchert und so aufbewahrt, um später als Knödlfleisch mit Sauerkraut und Knödeln genossen zu werden. In Untersteiermark gibt es mehr Schweinefleisch und in Folge dessen auch besonders gute Schinken, so wie Würste, die im deutschen Berglande kaum gekannt sind. Auch Geflügel ist im Unterlande besonders verbreitet, der Truthahn, welchen man gewöhnlich „Janisch" auch wohl scherzweise den „windischen Spatzen" nennt, findet sich dort überall, während als leckerer Braten an seine Stelle im Oberlande das Spanferkel auf den Tisch kommt. Unter den Benennungen der Fleischspeisen fällt am meisten

das Brasöllerl (Bresillerl) auf, eine Rostbratengattung, welche man mit oder ohne Brühe bereitet und die unter dem alterthümlichen Namen in allen Landestheilen bekannt ist. Daß in Obersteiermark Gemsen-, Hirsch-, Rehbraten, Auer- und Birkhähne häufig gegessen werden, ist natürlich und ebenso leicht erklärlich als der Umstand, daß diese Wildbraten nicht immer auf dem correcten, gesetzlichen Wege in den Besitz des sie Verzehrenden gekommen sind.

Man darf an dieser Stelle einer seit Jahrhunderten rühmlichst bekannten steiermärkischen Geflügelgattung nicht vergessen, es ist dies der Kapaun, der ja bekanntlich auch im Winter aus Steiermark weithin verschickt wird und gewissermaßen eine Art gastronomisches Wahrzeichen des Landes bildet. Er findet sich im Mittel- und Unterlande am vorzüglichsten. Die Kapaune, vom Munde des Volkes stets „Kapäuner" genannt, werden im gerupften Zustande verschickt und es geschah früher oft, daß man sie bekleidet, mitunter in steirischer Tracht erscheinen ließ, besonders wenn man einen Prachtkapaun als Geschenk übersandte.

Unter den übrigen Gattungen von Gerichten sind nicht mehr viele, die man charakteristisch nennen könnte; vom Gemüse sind hauptsächlich die Bohnen, welche überall im Lande gut fortkommen, beliebt, im Mittellande wird der Ridschid, ein Brei aus Gerstengrütze, Bohnen und Erbsen, mit Schweinefleisch, als derbe ausgiebige Speise viel genossen. Der Ridschid ist auch in ganz Südsteiermark und in Krain bekannt. Sauerkraut ist überall im Lande stets auf dem Tische zu finden;

man läßt das Kraut entweder mit Salz, Kümmel und Wachholderbeeren bestreut und mit Steinen beschwert sauer werden und nennt es dann Bottichkraut, oder wirft die unzerschnittenen Köpfe, welche Gepel genannt werden, in einen Kessel mit siedendem Wasser und brüht dieselben so lange bis sie ziemlich weiß und weich werden, worauf das übersottene Kraut in ein mit dem Untertheile in einer Grube befindliches Gefäß gelegt und zum Gebrauche aufbewahrt wird. Man nennt dies das Grubenkraut, welches insbesondere in der Gegend um Weiz, Passeil, Anger auf diese Art bereitet wird. Salat wird im Unterlande in den unglaublichsten Quantitäten gegessen, und zwar nicht nur als Zuspeise zu irgend einem Braten, sondern als Einzelgericht, etwa noch mit irgend einer Mehlspeise, z. B. Schmarrn. Zu den Mehlspeisen, hauptsächlich aber zum Sterz wird im Alpenlande auch Schotten gegessen, dessen oben bei der Erwähnung der Schottensuppe gedacht wurde. Schotten sind überhaupt eine sehr gewöhnliche Speise auf der Alpe und daselbst natürlich am leichtesten zugänglich. Eigentliche Käse findet man in Steiermark im Ganzen weniger als man vermuthen sollte; zumeist sind sie herb und scharf. Trotzdem werden in neuerer Zeit treffliche Gattungen von Käse, insbesondere in Kornberg, dann im Sannthale und auch im Ennsthale verfertigt.

Von Milchspeisen sei hier noch die gesulzte Milch erwähnt, eine Mischung von Milch, Mehl und Zucker, welche gekocht wird und abgekühlt mit Zucker und Zimmt bestreut bei festlichen Gelegenheiten auf den Tisch kommt, in derselben Art wird auch kalter Milchreisbrei gegessen.

Am Schlusse dieser culinarischen Betrachtung mögen noch einige Worte dem Brote gewidmet sein, da ja beim ärmeren wie beim vermögenderen Landmanne dieses stets das Hauptnahrungsmittel genannt werden kann. Das Brot wird im ganzen Lande gewöhnlich aus Roggen (Korn) etwa noch mit einem Zusatze von Gerste bereitet, hie und da finden sich wohl auch Weizenbrote und Semmeln, aber der große Brotlaib darf im Bauernhause nie fehlen und sind stets, da im Vorhinein gebacken wird, einige solche Laibe vorhanden. Wenn ein Fremder als Gast ins Haus kommt, so verlangt die Gastfreundschaft und der alte Brauch, daß man ihm ein Brot vorlegt mit dem Messer dazu. Früher gab man auch Salz auf den Tisch, da nicht jedes Brot gesalzen war. Das Sprichwort sagt: „Das fremmi (fremde) Brot ist guat fürn gachen Tod“, oder auch „das fremmi Brot ist guat fürs Zahnweh“. Früher herrschte sogar der Brauch, dem Gaste, der fortging, noch ein Stück Brot mitzugeben. Ueberhaupt steht das Brot in hoher Achtung beim Manne des Volkes.

Was das Getränk anbelangt, so kann man sich darüber auf die leichteste Weise kurz fassen. Bier ist in Steiermark kein Nationalgetränk, obwohl es im Oberlande öfter getrunken wird, dagegen wird der Obstmost (Cider), den man schlechtweg Most nennt und aus dem Safte der Birnen und Aepfel bereitet, im ganzen Lande getrunken, er hat einen säuerlichen Geschmack, ist aber im frischen Zustande ein ganz vorzügliches Getränk und außerordentlich erfrischend. Branntwein findet man in Obersteiermark jetzt nicht mehr so stark verbreitet als

dies früher der Fall war, da man noch Korn-, Obst- und Wachholderbeer-Branntwein bereitete und im Gebirge viel genoß.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß der treffliche Wein der südlichen Steiermark zu den hervorragendsten und berühmtesten Getränken im Lande zählt, die Radkersburger, Kerschbacher und Murberger Weine, die Luttenberger, Pettauer, Marburger, Jerusalemer, Pickerer, Gonobitzer sind Weine, welche mit den besten Sorten des In- und Auslandes kühn wetteifern können und werden von Alters her stets gerühmt; den Luttenberger erwähnen schon Rittergedichte und Reimchroniken des 14. und 15. Jahrhunderts. An dieser Stelle bedarf es auch wohl nur der Erinnerung, daß der römische Kaiser Probus „die edlen Reben an den Mur- und Savestrand" verpflanzte. — Als eine besondere Eigenthümlichkeit ist endlich der beliebte Genuß von Meth hervorzuheben, welcher so recht an die alten deutschen Urzeiten erinnert; im Oberlande trinkt den Meth Jung und Alt, Männlich und Weiblich gerne und der Bursche, welcher sein Dirndl zur Kirchweih führt, wird nicht verfehlen, ihr ein Fläschchen des süßen gegohrenen Honigsaftes vorzusetzen, ebensowenig fehlen die Buden der Lebzelter, in denen man Meth ausschenkt, bei irgend einem beliebigen steirischen Volksfeste; selbstverständlich behält der Wein stets das Uebergewicht und der in der Umgebung von Graz besonders gern getrunkene starke Schilcher-Rothwein äußert bei solchen Gelegenheiten seine Wirkung in sehr schlagender Weise.

Um die echt volksthümlichen Getränke und Speisen kennen zu lernen, muß man einem Festmahle auf dem

Lande, etwa einer Hochzeitstafel beiwohnen, wo eine Ueberfülle von Gerichten nach altem Brauche aufgetischt wird. Bei diesen Hochzeiten wird gewöhnlich zuerst ein tüchtiges Frühstück vor der Trauung und darauf ein endloses Mahl eingenommen, bei welchem weder Krapfen noch saftige Braten fehlen dürfen. Allen Speisen gerecht zu werden, wird dabei selbst einem großen Eßkünstler der Stadt kaum gelingen. Zum Schlusse erhält noch jeder Gast das „Bschoadessen" (Bescheidessen), d. h. einen Theil der übriggebliebenen Speisen, die stets überreichlich vorhanden sind, mit nach Hause. — Der Appetit der bäuerlichen Landesbewohner macht sich auch in der Zahl der Mahlzeiten bemerkbar, deren im Tage nicht weniger als fünf selbst dem Feldarbeiter geboten werden müssen, nämlich ein Frühstück, eine Vorjause, ein Mittagessen, eine Jause und ein Abendessen. Alle diese Mahlzeiten müssen reichlich sein, wenn nicht der arbeitgebende Bauer seine Arbeiter geradezu verlieren will.

Damit sei denn diese kurze Skizze, welche das materielle Leben unseres kräftigen Alpenvolkes beleuchtet, geschlossen, auch in dieser Beziehung ändert die rasch hereindringende neue Zeit Vieles gewaltig und wer weiß, in wie kurzer Zeit von den angeführten und angedeuteten Speisen manche nur noch der culturellen Geschichte der Volkseigenthümlichkeiten angehören werden, ja von vereinzelten kann man dies heute schon behaupten. Und in diesem Sinne wird nicht nur die liebenswürdige Leserin, sondern auch der freundliche Leser diesen gastronomischen Streifzug nicht ungütig entgegennehmen.

Die Volkstrachten in Steiermark.

Wer erinnert sich nicht, wenn er die Gebiete der österreichischen Alpenländer durchreiste, insbesondere an den Sonntagen Trachten und Gewänder von bunter Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe gefunden zu haben! Ganz besondere Abwechslung weist in dieser Richtung Tirol und Kärnten, leider auch vielfach gepaart mit großem Ungeschmack, auf; man denke etwa an die lächerlich hohen oder andererseits breiten und flachen Hutformen im Pusterthale oder selbst im Innthale Tirols, oder an die weibliche Kleidung des Gailthales in Kärnten. Kleidsamer, freundlicher, ja sogar nicht selten der Form des Körpers auffallend hübsch angepaßt zeigen sich die an oberbairische Trachten gemahnenden Gewänder, welche in Salzburg üblich sind. Oberösterreich weist prächtige Gestalten auf auch was den Schnitt und die Farbe des Kleides anbelangt; ähnlich, einerseits in die Salzburger, andrerseits in die oberösterreichische Form übergehend, sehen wir die Tracht in den Hochgebirgen Obersteiermarks.

Veranstalten wir einen kurzen Streifzug auf dem Felde ländlicher Mode in dem Lande Steiermark. Zwar hat die Mode auf dem Gebiet der Volkstracht gar viel von ihrem Einflusse verloren, und die Bauern und Jäger, die Dirnen und Frauen, denen schon vor Jahr=

hunderten Ulrich v. Liechtenstein auf seinen Abenteurerzügen im Mur- und Mürzthale begegnete, unterscheiden sich in ihrem Aeußern ganz unbedeutend von dem heutigen Bewohner der steirischen Alpen; wie sie in ihrem Dialecte, der soviel von mittelalterlichen Eigenthümlichkeiten behalten hat, in ihren Gebräuchen und in ihrer Sitte conservativ geblieben sind, so auch in ihrer Tracht. Nach wie vor werden die derben Stoffe in dem Hause des Bauern selbst gefertigt und nur zur Ausschmückung des Kleides hat der Erfindungsgeist neuer Zeiten Etwas beigetragen. Dies gilt natürlich nur für die Bewohner solcher Gegenden, welche den Städten ferne liegen, in die sich bereits der Alles nivellirende Strom moderner Cultur ergossen.

Wie sich der Boden Steiermarks in zwei Hälften theilt, von denen die eine vom bairisch-deutschen Stamme, die andere, kleinere südliche von Vertretern slavischer Zunge bewohnt erscheint, so hat auch das Kleid im Süden wie im Norden seinen eigenen Charakter. Nordsteiermark ist das eigentliche deutsche Gebirgsland, an die grauen oder gebräunten Felsen erinnern die grauen oder (selten) braunen Lodenröcke, an die grünen Waldungen und Wiesen der Alpentriften die grünen Strümpfe, Hosenträger oder grünen Röcke der Männer, welche nur im rothen Brustlatz, oder in dem hellfarbigen, ebenfalls gewöhnlich rothen Halstuche eine grellere Farbe an sich tragen. Nicht minder liebt das weibliche Geschlecht ein dunkles Kopftuch und einen ebenfalls weniger auffallenden grauen, schwarzen oder braunen Rock und vor Allem eine dunkle Jacke oder ein schwarzes Mieder. Selbst-

verständlich ist eine gewisse Verschiedenheit in den einzelnen Theilen des Anzuges auch in der oberen Steiermark nach den kleinen Gebieten oder Thälern des Landes bemerkbar.

Betrachten wir etwa den Ennsthaler aus dem nordwestlichen Theile der Mark, wo diese an Oberösterreich grenzt: Ein grüner Hut mit ziemlich breiter Krämpe und breitem grünen Bande deckt sein Haupt. Ein Sträußchen Edelweiß und anderer seltener Alpenblumen, die gekrümmten, schönen Federn des Schildhahns, wohl auch die weißen Geierfedern, einst das Abzeichen adeliger Geburt, und endlich der Gemsbart, aus den borstenartigen Rückenhaaren des Gemsbockes zusammengesetzt, schmücken nicht selten diese Kopfbedeckung. Die Bekleidung des Körpers besteht aus der grauen Lodenjacke mit grünem Besatz und grünen Aufschlägen, unter welchen die breiten, ebenfalls grünen Hosenträger und der buntfarbige „Brustfleck" hervorsehen. Nicht minder umschließt ein breiter Ledergurt die Lenden, und die schwarzen kurzen „irchenen" (irch, im Mittelhochdeutschen Bock, auch Reh- oder Gemsbocksleder)Hosen sind zierlich mit Seide ausgenäht. Grüne Strümpfe mit nett gestrickten Zwickeln bedecken die Waden, die hohen Bundschuhe sind mit derben Nägeln und Eisenstücken beschlagen. Auf dem Wege in's hohe Alpengebiet darf der lange, mit starker Eisenspitze versehene Alpenstock auch nicht fehlen. So präsentirt sich der stattliche Bursche ganz prächtig. Freilich sieht man ihn meist nur Sonn- oder Feiertags in so vollem Glanze, wie schon der neckische Volksreim es andeutet:

Mei Bua, der is sauba,
Is sauba von Gsicht,
Aba seg'n mußt 'n Sonntags,
Wann er z'sammg'spandelt is.

In jenem Theile des Ennsthales, wo dasselbe sich schon der Grenze Salzburgs nähert, zumal im Gebiete des hochragenden Dachsteines bei Schladming, unterscheidet sich die männliche Tracht von der eben geschilderten nur durch die Farbe der Strümpfe, welche meist blau oder weiß sind. „Schladminger Loden", ein grauer, außerordentlich fester Schafwollstoff wird hier fabricirt und genießt im ganzen Lande so wie darüber hinaus eines besonderen Rufes. Da unter den höchsten Gebirgen an dieser Stelle beim Bergsteigen das nackte Knie der freien Bewegung wegen von besonderer Wichtigkeit ist, so finden wir ausnahmslos nackte, von der Luft gebräunte Kniee bei den Männern, keineswegs sind dieselben aber in allen Gegenden Steiermarks üblich, vielmehr dient es zur besonderen Zierde, wenn im festlichen Anzuge die weiße Leinenhose zwischen dem grünen oder grauen Strumpfe und der kurzen Lederhose hervorschimmert.

An die wildreichen Gebiete im Salzathal zwischen Hieflau und Weichselboden, im Umkreise des Hochschwab, jenes gewaltigen, kolossalen Gebirgswahrzeichens der Steiermark, so wie im Neuberger Thal erinnert in Allem und Jedem auch die Volkstracht der Männer, welche stets diejenige eines Jägers ist; die Lodenröcke sind länger und weniger zierlich, aber warm und fest anschließend, die Hüte höher und mehr spitz, besonders hübsch zeigen

sich die feineren, dunkelgrünen Hüte aus Hasenfell, welche das breite, lichter grüne Band ziert und an denen auch der übrige Jägerschmuck, von dem beim Ennsthaler die Rede war, nicht fehlt. Beim Wilderer und beim rauflustigen Burschen ist die Schildhahnfeder, deren Krümmung sich nach vorne neigt, das Zeichen der Aufforderung zum Ringkampfe oder überhaupt feindlicher Gesinnung und mancher harmlose Tourist, welcher dies nicht wußte, sich in der Tracht des Volkes in die Berge begab und seine Feder „verkehrt“ aufsteckte, hat dies zu seinem Nachtheile erfahren. Der Stutzen, die Büchse vervollständigen die Ausrüstung, auch ein brauner oder grauer „Wettermantel“ aus Loden, ein einfaches Stück des Stoffes mit einer Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes und vortrefflich bei stundenlangem Regen als Schutzkleid zu gebrauchen, fehlen in diesen wie in den anderen Gebirgsgegenden unserer Alpen selten. Das untere Mürzthal von Mürzzuschlag bis Bruck zeigt schon manchen städtischen Einfluß im Gewande, es kommen schwarze Hüte, in Fabriken gearbeitete Stoffe, die sogar gemustert sind, bei den Männern nicht selten vor.

Die liebenswürdige Leserin betrachte es als keinen Verstoß gegen die Galanterie, daß bisher von der weiblichen Kleidung noch nicht die Rede gewesen. Der Charakter derselben ist in den meisten Theilen der Steiermark einander ähnlich. Hauptsächlich macht sich eine gewisse Abwechslung der Kopfbedeckung und der Bekleidung am Obertheile des Körpers bemerkbar. Von den Frauen, insbesondere von den Mädchen gilt besonders der Grundsatz, daß die eigentlichen charakteristischesten Kleidungsstücke anläßlich eines Festtages getragen werden.

Und kimt halt der Kirta (Kirchtag)
Da geh'n wir zum Tanz,
Da wixt si sich z'samma
Recht nett auf'n Glanz.

Im Enns- oder Murthale trägt das „Dirndl" ein dunkelfärbiges „Röckerl" und ein buntes „Miederleibl" (Brustfleck) am Oberleibe, ferner einen dunkeln, faltigen Rock, weiße oder blaue Strümpfe und „Niederschuhe"; vor einigen Jahrzehnten noch waren die alten Goldhauben, ähnlich den bekannten „Linzerhauben", bei den Reicheren, und die gleichgeformten schwarzen Florhauben bei den Aermeren, eine eigenthümliche Art von Kopfbedeckung in Helmform mit einem Drahtgestell üblich. Bei alten Frauen sind sie wohl auch heute noch als Erinnerungsstück an die gute alte Zeit zu finden. Breite, niedrige schwarze Hüte mit Goldquasten sind noch im oberen Murthale nahe der Grenze Kärntens, schwarze Kopftücher oder Häubchen in den Thälern bei Oberwölz zu sehen, in vielen Gebieten tragen die Frauenspersonen auch kleinere Männerhüte, die oft kokett aufgesetzt werden und nicht übel zu Gesicht stehen; südlich von Graz, im Sulmthale, ist eine ganz besondere Art von Hüten, der Sulmthaler „Reindlhut" im Gebrauch, welcher im Sommer aus Stroh gefertigt erscheint, eine niedrige Kappe und sehr breite Krämpen hat. Ein einfaches seidenes schwarzes Kopftuch, das im Winter mit einem wärmeren Schafwolltuche vertauscht und unter dem Kinn festgebunden wird, trägt das weibliche Landvolk im Wechselgebiete zu einfachen faltenreichen Röcken — Kittel genannt —, eine zierliche Schürze, häufig auch hohe Stiefel an den Füßen

dürfen nicht fehlen und erinnern letztere an die weibliche Tracht des nahen ungarischen Bodens.

Der prächtigste Menschenschlag Steiermarks wohnt in jenem nordwestlichen Winkel des Landes, den man gewöhnlich als das „Ausseer Landl" bezeichnet. Hier finden wir eine besonders geweckte und intelligente, aber auch hübsche Landbevölkerung, stramme, hochgewachsene Burschen und Männer neben auffallend schönen Mädchen und Frauen und reizende Kinderfiguren. Selten, beinahe nie begegnet man in Aussee, am Grundlsee oder in Altaussee einem unschönen Gesichte, einer schlecht gewachsenen Gestalt der einheimischen Bevölkerung. Und in diesem Gebiete ist es auch, wo die Tracht des Volkes am schönsten und charakteristischesten zu Tage tritt. Der kurze graue Lodenrock mit grünen Aufschlägen, die schwarzen kurzen Lederhosen, die grünen Strümpfe und hohen nägelbeschlagenen Schuhe stehen diesen schön gewachsenen Männergestalten mit dem offenen, freien Antlitz besonders gut, der etwas höhere grüne Hut mit Gemsbart und Spielhahnfeder vervollständigen das Costüm, welches an Sonn- oder Wochentagen sich gleich bleibt und nur etwa bei festlichen Gelegenheiten bessere Stücke aufweist. Besonders reizend sind die Mädchen- und Frauengestalten, ein hier weißbunter, nicht allzulanger Rock, das knappe gewöhnlich schwarze Mieder, Bundschuhe, und weiße Strümpfe, ein lose um den Hals gelegtes, über die Brust hinabreichendes Tuch, machen die Bekleidung aus, zu der auch die weißen faltigen, bald längeren, bald kürzeren Hemdärmel und die gewöhnlich weiße Schürze gehören, während das gelockte oder in Zöpfe geflochtene Haupthaar

von einem grünen Steirerhute oder von dem schwarzen Seidentuche, welches nach Salzburger Art rückwärts in einen Knoten mit zwei breiten Flügeln geschlungen wird, halbverdeckt ist. Mehrfache Silberketten mit breiter Schließe zieren den Hals. Die ärmere Bevölkerung, sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechtes trägt wohl auch an Wochentagen bei der Arbeit Holzschuhe. Der ärmliche Holzschläger, der jene herrlichen Berge um Aussee durchziehende Jäger, selbst der Köhler im Walde, jeder bietet eine charakteristische Gestalt, welche originell und geschmackvoll, wenn auch oft ärmlich gekleidet, erscheint. Den hübschen „Dirndln“ von Aussee ist auch das „Schnadahüpf'l“ gewidmet, welches daselbst häufig ertönt und lautet:

Das Ausseer Salz,
Von der Alm das guat' Schmalz
Und der steirische Wein
Macht die Dirndln so fein.

Von den Ausseer Volkstrachten hat der vielgereiste geschickte Photograph M. Moser in Aussee eine Reihe von Originalaufnahmen veranstaltet, welche sehr interessante steirische Trachtenbilder bieten. In der Gegend von Aussee, sowie in entlegenen Gebirgsthälern Steiermarks findet sich noch vereinzelnt die eigenthümliche altsteierische Tracht, welche man bei alten Leuten auf dem Lande noch hie und da findet. Die Männer trugen seit dem vorigen Jahrhundert den breitkrämpigen grünen Filzhut mit niedriger runder Kappe, den langen grünen Lodenrock mit zwei Reihen Knöpfen und die rothe Weste noch bis in die letzten der Dreißiger-Jahre unseres Jahr-

hundertes, die Frauen den hohen breitkrämpigen weißen Hut auf dem Kopftuche oder im Winter eine Pelzmütze, dazu die dunklen Röcke und starkgefütterten Joppen, welche am Oberarme weit waren und einen Wulst auf der Achsel bildeten. Uebrigens wird von älteren Frauen die gefütterte Joppe mit dem erwähnten Wulst noch häufig in Aussee, im Enns- und Paltenthale, ja selbst im Mur- und Mürzthale getragen. Die breitkrämpigen grünen Hüte der Männer und ihre grünen Tuch- oder Lodenröcke mit langen Schößen, welche insbesondere von ältern Leuten beibehalten wurden, werden bald, und mit ihnen mehrere der bezeichnendsten Trachtenstücke älterer Zeit, ganz verschwunden sein.

Wenn auch nur kurz, so müssen wir zu Vervollständigung dieser Skizze noch einen Blick auf die Trachten der südlichen Steiermark werfen. Sie erinnern an die slavischen Trachten von Krain und Croatien in mehr als einem Stücke. Die Männer tragen entweder weiße weite Beinkleider, Halbstiefel und ein Hemd, welches von einem Gürtel zusammengehalten wird oder in der kühleren Jahreszeit eine mit Schnüren verzierte blaue Tuchhose und eine kürzere Jacke (Suknica), wohl auch einen längeren Rock (Sukna) aus weißem oder blauem Tuchstoffe. Rothe und gelbe Verzierungen und Aufschläge sind am Kragen und an den Aermeln angebracht. Auch enge Beinkleider und hohe Stiefel kommen vor, den Kopf deckt ein schwarzer Hut.

Was die Frauenkleidung anbelangt, so ist besonders das große, weiße spitzenbesetzte Tuch, welches Kopf und Brust bekleidet, im Süden Steiermarks charakteristisch. Dieses Tuch taucht schon in den deutschen Gegenden

von Gnas und Mureck auf und ist im südlicheren, slavischen Gebiete allgemein gebräuchlich. In letzterem ist es reichlicher mit Spitzen besetzt oder mit einer rothen Bordure eingefaßt. In der deutschen Volkssprache heißt dieses Tuch „Gugl" oder „Hader". Das Leibchen mit kurzer Taille und der dunkle Faltenrock, welche die weibliche Tracht Südsteiermarks vervollständigen, haben nichts Auffallendes. Stiefel werden auch von Frauen häufig getragen. Den Leib umschlingt ein Metallgürtel, an dem ein Taschenmesser hängt.

Am reichsten geschmückt sind Männer und Frauen bei der Hochzeit, und an einem solchen Ehrentage kann man im nördlichen wie im südlichen Theile des Landes die Trachten am besten kennen lernen; auch Schmuckgegenstände, Bänder und Schleifen, alte kostbarere Gewandstücke u. dgl. werden bei solchen Gelegenheiten zur Schau getragen. Jedenfalls bleibt die einfache Jagdkleidung des Obersteirers, welche ja zugleich seine Nationaltracht ist, und in der auch unser Kaiser Franz Joseph stets an den Jagden in den steierischen Bergen theilnimmt, die schönste, kleidsamste, und bewährteste.

Verlobung und Trauung in Steiermark.

Die hochzeitliche Feier, eines der wichtigsten Feste im menschlichen Lebenslaufe, weist in Steiermark, abgesehen von den üblichen kirchlichen Ceremonien, eine Reihe von Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten auf, welche schon in den Einleitungen, die zum Knüpfen des ehelichen Bandes getroffen werden, hervortreten. Die Gebräuche finden sich natürlich nur bei der Landbevölkerung selbst, hier aber sind dieselben seit Jahrhunderten unverändert geblieben und eine zusammenhängende Darstellung derselben dürfte dem Freunde unseres grünen Alpenlandes ebenso willkommen sein als dem Culturforscher, der in vielen dieser Uebungen Spuren aus längstvergangenen Tagen finden kann.

Als Hauptschauplatz der folgenden Skizze möge man das Gebiet des Mittellandes, die Gegend um Stainz, Eibiswald, Mureck, Wildon und Leibnitz betrachten. Uebrigens sind bis auf wenige Abweichungen die Sitten des deutschen Theiles der steirischen Bevölkerung in dieser Beziehung zumeist einander in der Hauptsache ähnlich.

Ueberall gilt jedenfalls das aus Hitzendorf stammende Sprichwort:

Die erste Ehe ist von Gott,
Die zweite Ehe ist aus Noth,
Die dritte Ehe aus Uebermuth,
Die vierte Ehe thut gor koan Gut.

Ausnahmen von dieser Regel muß man selbstverständlich gelten lassen.

Wir leben in einer nüchternen, klugen Zeit, und so sind es, wie überall, so auch in unserer Steiermark meistens praktische, pecuniäre Interessen, welche die Brautleute zusammenführen. Von der künftigen Hauswirthin, welche die bald umfangreiche, bald kleinere Bauernwirthschaft zu führen hat, wird verlangt, daß sie diese Führung versteht, wohl auch einiges Vermögen besitzt. Die Romantik einer Heirat aus Liebe findet sich bei den steierischen Landleuten immer seltener. Niemals geht der junge Mann selbst werben, sondern, wie in vielen anderen Gebieten Deutschlands, besorgt dies der Brautwerber, in ganz Steiermark „Bittelmann“ genannt. Oefter kommen auch zwei „Bittelleute“ vor. Es sind gewöhnlich ältere Freunde des Hauses, die sich zu den Eltern des Mädchens begeben und oft mit scheinbar großer Verwunderung von diesen empfangen werden. Die Angelegenheit zwischen dem „Bittelmann“, den Eltern und dem Mädchen findet jedoch zumeist ihren gewünschten günstigen Abschluß, zumal man einer günstigen Antwort schon in Vorhinein gewiß ist.

Hat der Bittelmann die Zusage empfangen, so wird ein Tag verabredet, an welchem die Braut mit ihren Eltern und etwa noch einigen Freunden des Hauses zum Hause des Bräutigams auf die „Bschau“ geht, das heißt sich den Stand seiner Wirthschaft, der Gebäude, seines Kellers und Stalles beschaut. Natürlich wird der Bräutigam für diesen Fall Alles auf's Glänzendste herauspußen, und es kommt sogar vor, daß er bei Nach-

barn sich besonders schöne Stücke leiht, um sie als die seinen auszustellen. Hier werden nun die besonderen Punkte wegen der Mitgift ganz in Ordnung gebracht, und dann erfolgt das „Versprechen", die eigentliche Verlobung. Sowohl bei der „Bschau" wie auch beim „Versprechen" geht es ohne ein Mahl nicht ab, an dem „Versprechmahl" nehmen jedoch nur die Brautleute, die zwei „Beiständе" — meist sind dies die Bittelleute — und die beiderseitigen Eltern Theil.

Alsdann werden beim Pfarramte die nöthigen Schritte eingeleitet, und das Brautpaar begibt sich einige Male zum Geistlichen, um über die religiöse Bedeutung der Ehe, welche ja nach katholischem Glauben ein Sacrament ist, genau unterrichtet und geprüft zu werden. Nachdem dies geschehen, erfolgt die Einladung zur Hochzeit durch den „Hochzeitlader". Dieser ist eine wichtige Person; in festlichem Gewande, einen Haselstock in der Hand, am Rocke und Hute einen gewaltigen Blumenstrauß mit flatternden rothen Seidenbändern, begibt er sich zu Allen, welche eingeladen werden sollen, und da diese oft stundenweit aus einander wohnen, so muß er häufig schon vierzehn Tage vor der Hochzeit mit den Einladungen beginnen. In jedem Hause, in das er entsandt wird, spricht er seinen Ladungsspruch, welcher seine bestimmte Formel hat. In Obersteier ist er nicht selten in Reimen abgefaßt, im Mittellande lautet er etwa:

„Grüaß Gott, meine liebn Leut! I kimm mit aner schian Bitt. Seids denna so guat, thuats den Brautleuten den Gfalln und die christliche Liab erweisen und thuats es an ihrn Ehrntag in die Kirch zum Gottsdienst

begleiten. 's Frühstück is beim . . . .-Wirth, Kirchn gehn ma um a neuni; die Kubalazion wird um alfi und aft ha ma a kloans christlichs Mahl beim . . . . 's Essn wird ganz kloan ausfalln. A Suppn, a Stückel Fleisch, an Krapfen — sist nix. Es wird a schiani Hoazat werdn; denn es kemmen daheifti Freund zsamm."

So lautet einer der kürzesten Sprüche. Sehr bemerkenswerth ist es, daß keineswegs, wie zumeist in Ober-Steiermark, die Gäste immer unentgeltlich bewirthet werden; denn es gibt „Schenkhochzeiten", wobei die Brautleute das Mahl bestreiten, und „Zahlhochzeiten", wo dies die Gäste aus eigenem Sacke thun. Es ist ebenso komisch wie begreiflich, daß zu letzteren Hochzeiten viel mehr Gäste geladen werden, als zu ersteren.

Wichtige Personen unter den Geladenen sind die „Beiständе" (Zeugen), die „Brautführer" und die „Kranzeljungfrauen", welche letztere besonders gute Tänzerinnen sein müssen.

Inzwischen ist der eigentliche Hochzeitstag hereingebrochen. Bräutigam und Braut sind festlich gekleidet. Ersterer trägt Sträuße künstlicher Blumen an Hut und Rock, welche lange Seidenschleifen haben, während die Braut ein Myrtenkranz schmückt; ihr Rock ist dunkel, meist schwarz, da ein lichtes Hochzeitsgewand nicht für anständig gilt; rothe Seidentücher, als Halstuch beim Bräutigam und als Busentuch bei der Braut, sind sehr beliebt

Das Hochzeitsfest beginnt nun mit einem lustigen Frühstück. Strudel, Knödel (Klöße) mit Schweinefleisch, Rindfleisch, Suppe, Kraut und dergleichen werden schon

hier verabreicht, und die Vorliebe des Steiermärkers, viel zu essen, tritt dabei ergötzlich hervor; fehlen dürfen hier nicht die „Krapfen", in Fett gebackene Teigballen, welche die sonst unter dem Namen Krapfen bekannte Mehlspeise an Größe wohl um das Vierfache überragen. Nach dem Frühstück erfolgt unter Vortritt der Musikanten der Zug zur Kirche, an dem alle Geladenen, die Männer mit Sträußchen am Hute geschmückt, theilnehmen; in der Kirche selbst schreiten die Brautleute mit den Beiständen und Kranzeljungfern voran; die Männer schließen sich ihnen an, und den Schluß bilden die Frauen und Mädchen.

Vor Allem wird in der Kirche nun großer Gottesdienst, ein „Hochamt", abgehalten, und interessant ist es, daß mitunter beim Offertorium irgend ein von altersher überkommenes Lied eingeschoben wird, das auch die Kirchengeher mitsingen. Diese Lieder kann man den wirklichen echten Volksliedern der deutschen Steiermärker beizählen. Hier die erste Strophe eines solchen Hochzeitsliedes:

„Zur Hochzeit, zur Hochzeit, kommt alle frommen Gäst',
Ach eilet, nicht weilet, nur keiner sei der Letzt',
Weil Jesus sich selbst ladet ein, der wahre Gast,
Maria auch, die Jungfrau rein,
Ladet sie auch zur Hochzeit ein;
Zur Hochzeit, zur Hochzeit, kommt alle frommen Gäst'."*)

Die Brautleute communiciren während des Gottesdienstes, und nach demselben erfolgt die eigentliche Trauung,

*) Man findet das Lied vollständig in des Verfassers Sammlung: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark." (Innsbruck 1881.) Es ist in vielen Theilen Steiermarks gebräuchlich.

wobei selbst dem armen Manne der „Johannissegen“ nicht fehlen darf; es ist dies jener Trunk Weines, den nach vollzogener Copulation der Priester und jeder Gast auf das Wohlsein des Brautpaares noch in der Kirche zu sich nimmt, und die Flasche mit Wein, welche Jeder schon im Voraus hierzu erhielt, ist von sehr bedeutender Größe. Sie muß ausgetrunken werden. Der Priester trinkt zuerst mit den Worten: „Auf das Wohl des Bräutigams!“ sodann auf das Wohl der Braut.

Dieser „Johannissegen“ ist zweifellos eine Erinnerung an den alten germanischen Minnetrunk, der in's christliche Zeitalter mit herüber gebracht wurde und dessen Name durch jene Erzählung vom vergifteten Weine erklärt wird, den, der Legende nach, der Evangelist St. Johannes segnete und, ohne daß ihm das Gift etwas geschadet hätte, austrank.

Unmittelbar nach der Trauung begibt sich die „echte“ Kranzeljungfer — als solche gilt nur eine, die auch ihren Myrtenkranz bis zu Ende der Hochzeit auf dem Kopfe behalten muß — mit einem Teller, auf dem sich drei Krapfen befinden, zwischen welchen ein Thaler oder zwei Guldenstücke liegen, in die Sacristei und bietet diese Gabe dem Geistlichen dar; ähnlich, natürlich mit geringerer Gabe, wird der Meßner bedacht.

Der nun aus der Kirche kommende Zug, an dessen Spitze der junge Mann mit den Kranzeljungfern einherschreitet, begibt sich in's Hochzeitshaus, gewöhnlich in ein Gasthaus. Auf dem Wege begleiten die jungen Bursche den Zug, wie schon auf dem Gange in die Kirche, mit Jauchzen und Pistolenschüssen, ja öfter werden auch Pöller abgefeuert.

Im Hochzeitshause mit dem Zuge angekommen, muß die Braut, zum Zeichen ihrer Würde als Hausfrau, zuerst das Kraut salzen, eine Ceremonie, die mit einem guten Trinkgelde für die dabei mitfungirende Köchin verbunden ist. Vorher findet jedoch noch das „Brautstehlen" statt; lustige Bursche suchen nämlich die junge Frau gewaltsam zu entführen, und gelingt es ihrem Manne nicht, die Entführte rechtzeitig zu erhaschen, so muß er sie durch Bezahlung einer Weinzeche an die Burschen auslösen. Uebrigens kommt hier und da auch ein „Bräutigamsstehlen" vor — dann haben die Kranzeljungfern jene Zeche zu zahlen.

Nach diesem spaßhaften Intermezzo begibt sich die Gesellschaft — es ist gewöhnlich schon späterer Nachmittag geworden — zum eigentlichen „Hochzeitsmahle". Da pflegt es eine stattliche Tafel zu geben; am Tische sitzen obenan Bräutigam und Braut, Hochzeitsvater und Beistände, und während das Mahl eröffnet wird, ertönen draußen Pöllerschüsse, die sich, sobald der Braten aufgesetzt wird, wiederholen; da das Essen und Trinken, begleitet von der fröhlichsten Stimmung, nun stundenlang dauert, so wird vom jungen Volke dazwischen tüchtig getanzt. Als Braten darf ein Spanferkel bei diesem Mahle nie fehlen.

Dies ist auch der Zeitpunkt zur Aufführung eines Tanzes, der ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt und wenn auch nur mehr vereinzelt, noch in einigen Gegenden des Mittellandes der Steiermark vorkommt, nämlich des sogenannten „Gugelhupftanzes". Gugelhupf heißt bekanntlich jene Gattung von Gebäck, das der Nord=

deutsche Napfkuchen nennt. Es liegen bei den Hochzeiten „Gugelhupfe" bereit, welche so geformt sind, daß man sie wie eine Mütze auf den Kopf setzen kann, solche Gugelhupfe werden rings mit brennenden Kerzen besetzt; die Kranzeljungfern befestigen dieselben auf dem Kopfe, und tanzen damit so lange herum — gewöhnlich wird zum Tanze der Steirische gewählt — bis die Kerzen niedergebrannt sind.

Es ist vielleicht in diesem Tanze der Rest eines jener uralten Gebräuche zu suchen, deren so viele in den Sitten des Landvolkes verborgen sind. Die brennenden Kerzen dürften auf einen altgermanischen Cultus der Freya (Freyja), der Liebes- und Erdgöttin hinweisen, wie denn mehrfach gelehrte Alterthumsforscher die üblichen Johannis-, Oster- und Maifeuer mit dem Cultus dieser Göttin in Verbindung gebracht oder aus demselben hergeleitet haben. Die brennenden Lichter auf den Kuchen der erwähnten Tänzerinnen bei Hochzeiten scheinen somit im Zusammenhang mit einem Feueropfer zu stehen, das dieser Göttin in der Vorzeit gebracht wurde. Auch das Gebäck selbst, welches aus den Früchten der Erde erzeugt wurde, dürfte auf die Erdgöttin Freya hindeuten. Nachdem der Tanz vorüber ist, wird der Gugelhupf wieder abgesetzt, der Wirth zerkleinert denselben, und die Stücke werden nun den Hochzeitsgästen vorgesetzt. An manchen Orten des erwähnten Gebietes wird diese Ceremonie einigermaßen abweichend von dem geschilderten „Gugelhupftanze" geübt. Während des Hochzeitmahles erlöschen nämlich plötzlich die Lichter, die Musik beginnt einen „Extra-Marsch" oder „Tanz" und die Aufträgerinnen

der Speisen tanzen, letztere geschickt auf dem Kopfe balancirend, zur Thür herein. Gebäck, Spanferkel und Schweinebraten, ja sogar wohl auch eine Flasche Wein sind mit brennenden Lichtern geziert und werden sodann alle Speisen dem Brautpaare gewöhnlich mit alten Spruchformeln, welche die Aufträgerinnen hersagen, vorgesetzt. An diesen Lichtern zündet man sodann auch die übrigen Kerzen an und das Mahl nimmt seinen weiteren Verlauf.

Was das Tanzen bei der Hochzeit anbelangt, so harrt noch eine besondere, nicht eben leichte Aufgabe des Brautführers und der Kranzeljungfer: der Erstere hat nämlich dafür zu sorgen, daß er mit jeder der eingeladenen älteren Frauenspersonen ein Tänzchen macht — so erfordert es die gute alte Sitte; die „echte" Kranzeljungfer aber hat ihrerseits alle älteren Männer hervorzusuchen, die sich unter den Eingeladenen befinden, und mit diesen zu tanzen. Noch war in früherer Zeit der „Ehrentanz" üblich, wobei der Brautführer gegen Ende des Mahles, den geschmückten Hut auf dem Kopfe, vor den Hausvater trat und in einer langen wohlgesetzten, gereimten Rede um die Gestattung eines Ehrentanzes mit der Braut bat. Aus dieser Rede hier einige Zeilen als Probe:

„Wir hörten die Musik erklingen
Und sahen die Jungfrau Braut zur Thür hereinspringen —
Auf dieselbe thät ich mich spitzen;
Sie wird gewiß nicht weit vom Herrn Hausvater sitzen.
So thu ich denn jetzt gar studiren;
Ich möcht sie gern auf den Ehrentanz führen,
Wenn der Herr Hausvater sie möcht erlauben, möcht ich ihm spendirn
Ein Paar Ochsen und auch einen Baum voll Birn ꝛc."

Nachdem ihm der Ehrentanz zugesagt war, trat er denselben mit der Braut an.

Zum Schluß sei noch des „Bschoad-Essens" (Bescheid-Essens) gedacht, dessen schon auf S. 147 Erwähnung geschah. Es herrscht nämlich in Steiermark die Sitte, daß sich jeder Gast einen Theil des übrig gebliebenen Essens mit nach Hause nimmt, um sich am nächsten Tage daran zu delectiren. Dieses „Bschoad-Essen" zählt zu den originellsten Uebungen bei steiermärkischen Hochzeiten, deren Gebräuche, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, vielfache Aehnlichkeiten mit den diesbezüglichen Sitten auf schwäbischem, fränkischem und allemannischem Boden, sogar mit denen in Schlesien, Mecklenburg und in anderen nördlichen deutschen Ländern aufweisen. Nur ein Gebrauch wie das „Gugelhupftanzen" ist dem Verfasser dieser Zeilen bisher noch nirgends anderwo begegnet.

Freilich — nicht auf allen Hochzeiten geht's lustig und üppig her; nicht alle haben wohlbesetzte Tafeln aufzuweisen, aber gewisse althergebrachte Gebräuche werden kaum bei einer einzigen außer Acht gelassen. Die ärmere Braut ist übrigens gottlob! meistens ebenso heiter, wie die reiche, und das Volkslied läßt wohlgemuth das unbekümmerte Mädchen singen:

„A gscheckts Paar Oxen
Und a schneeweißi Kuah,
Das gibt mir mein Voter,
Wenn i heiraten thua."

Spiele und Volksbelustigungen in Steiermark.

Das Gebiet des fröhlichen Scherzes und heiteren Spieles ist es, welches in den nachfolgenden Zeilen, so weit es sich auf unser Alpenland bezieht, in einigen Zügen geschildert werden soll. Fern von den raffinirten Genüssen des modernen Lebens sucht der einfache Landbewohner seine Erholung und seine Lust an den bescheidenen Vergnügungen, welche ihm sein Dorf bietet, der Aelpler, welcher die Woche über nicht selten unter der Last der Arbeit geseufzt und die Dirn, welche nicht minder sechs Wochentage hindurch für kärglichen Lohn den gar oft so harten Dienst verrichtet, der Jäger, der auf den schroffen Zinken des Gebirges das Wild verfolgt und wohl unter Lebensgefahren erlegt und alle die Vertreter jener dem Alpenlande eigenthümliche Berufsclassen versammeln sich gern am Sonn- oder Feiertage im Dorf oder auf einem freien Platze und mit den einfachsten Mitteln suchen und finden sie jene Unterhaltung, die der Städter an jedem Wochentage verachten würde und die dennoch für den einfachen Sohn des Gebirges nicht selten schon lange vorher das Ziel seiner Wünsche bildet.

Aber die Spiele der Berg- und Landbewohner haben noch ihre ganz besondere Seite, wenn man die demselben eigenthümlichen Belustigungen in Betracht zieht. Im Spiele zeigt ja hier der Bursche und der Mann des Gebirges seine Gewandtheit oder seinen Witz, er zeigt

in diesen Spielen Kraft und Gelenkigkeit und hat mehr als genug Gelegenheit, Proben hiervon abzulegen.

Man sieht am Sonntag Nachmittag im Dorfe oder im größeren Hofraum des Dorf- oder Alpenwirthshauses öfter eine Gesellschaft von Männern, welche große Kugeln in der Hand des Kegelsspiels pflegen. Das Kegeln ist eines der ältesten germanischen Spiele, schon vor Jahrhunderten geübt, war es zweifellos mit mehr Kraftaufwand in jener Zeit verknüpft als heutzutage. Daran erinnert das Spiel des Obersteirers, sowie auch des Kärntners, welches mit großer Vorliebe gepflogen wird; denn wenn man auch eigentliche gestreckte Bahnen, wie sie ja überall bekannt, und auch von Stadtbewohnern gern benützt sind, häufig antrifft, so spielt der Oberländer doch am liebsten das „Schmaraggeln“ oder „Schmiraggeln“ mit etwa kopfgroßen Kugeln. Diese werden mehr geworfen als geschoben, gewöhnlich auf einem freien Platze, in dessen Mitte die Kegel aufgestellt sind. Oft sind diese Kugeln wegen des leichteren Anfassens noch mit Vertiefungen versehen. Die Gesellschaft theilt sich dabei in zwei Parteien, welche gegeneinander spielen, die Kugel wird von vier Seiten aus geworfen und zwar auf eine viel kürzere Distanz als beim gewöhnlichen Schieben auf der Bahn. Diese Distanz dürfte etwa 5 Meter betragen. In Kärnten heißt dieses Kegelspiel wohl auch „Stechen“, in Salzburg und Oberösterreich, wo es ebenfalls vorkommt, „Platzkegeln“; als „Schmaraggeln“ ist es in ganz Steiermark bekannt. Das Kegelspiel ist auch in den Alpenländern jedenfalls eine der ältesten Volksbelustigungen. Erzählt doch die Sage schon von jenem

grausen Kegeln der Bergknappen vom Silberbergwerk zu Zeiring in Obersteiermark, welche in ihrem Uebermuthe einem Kinde, das harmlos ihrem Spiele zusah, mordlustig das Haupt abgeschlagen und in die Kegel hineingerollt. Dieses Kindeshaupt habe aber alle Neun zusammen gerafft und die Mörder der Zorn des Himmels ereilt, denn ein altes Mütterchen, welches mit dem Kinde gekommen, das „beugt sich", nachdem die grause That geschehen

und streuet Kies und Erd'
Im Kreis umher mit fremder Geberd',
Und murmelt einen furchtbaren Spruch,
D'rin jedes Wort ein zehnfacher Fluch!

Da stand entsetzt mit sträubendem Haar'
Noch lachender Miene die bleiche Schaar;
Die Alte jedoch im grauen Gewand
Wie Sturmgewölk am Gebirg verschwand.

Und als im Berg' am Werkeltag
Ertönt der erste Hammerschlag,
Erbebt der Grund und mit Donnergebraus
Stürzt Schacht und Stollen in Nacht und Graus."

K. G. R. v. Leitner.

Diese Begebenheit wird in das Jahr 1128 verlegt. Seitdem aber habe man in Zeiring keine Spur mehr von dem Bergwerke und von dem reichen Silbersegen, ja nicht einmal die Stelle, wo das Bergwerk lag, gefunden.

Wenn die sommerlichen und die letzten schönen Herbsttage vergangen sind, die Häupter der Berge schon lange verschneit in's Thal blicken und Bäche und Flüsse, zuletzt auch die Seen mit der harten Eisdecke überzogen

erscheinen, hat das „Schmaraggeln“ im Freien aufgehört. Dafür ist ein anderes armstählendes Spiel an dessen Stelle getreten: das „Eisschieben“ oder „Eisschießen“. Auf der spiegelglatten Eisfläche fliegt dann der „Eisstock“, ein rundes Holzstück, welches unten geglättet und oben mit einem Stiele, einer Handhabe zum Anfassen, versehen und sehr schwer ist, über den eisigen Spielplatz, vom Jubel der Spieler und Zuschauer begleitet. Auch bei diesem winterlichen Spiele ist die Gesellschaft in zwei Theile getheilt; eine Kugel oder ein Holzstück, die „Taube“ genannt, bezeichnet in der markirten Bahnlinie den Punkt, welchen Jeder zu erreichen strebt; wer diese „Taube“ mit dem „Stock“ noch weiter hinauszuschieben vermag, hat damit einen bedeutenden Vortheil errungen. Das Eisschießen wird nicht nur auf dem flachen Lande von der bäuerlichen Bevölkerung, ebenfalls schon von altersher gepflegt, es hat sich schon längst in den Städten und Märkten auch unter der gebildeten Classe der Bevölkerung eingebürgert, und man sieht auf der Eisbahn nicht selten den „Herrn Bezirksrichter“, den „Herrn Forstmeister“, den „Herrn Pfarrer“ nebst den übrigen „Herren“ des Marktes wacker dieser Gattung von Eissport huldigen, daß zur Kräftigung auch hier manches Glas Bier oder gar feurigen Weines dient, ist selbstverständlich. In einem Städtchen ist es beim „Eisschießen“ sogar vorgekommen, daß der Haberbauer, nachdem er fünf oder sechs Stunden geschossen, seine üblichen zwei Liter Wein zahlen wollte, aber vor lauter Spieleifer nicht einen Tropfen getrunken hatte. Ein Fall, der freilich in den Annalen jenes Ortes einzig dastehen soll.

Ein besonderes Spiel mit Kugeln, das „Kugelschlagen“ ist in Kärnten lange gebräuchlich gewesen; es kommt hier und da in den an Kärnten grenzenden Gebieten Steiermarks ebenfalls, jedoch nur selten mehr vor. Hierzu wird eine Beinkugel von mittlerer Größe und ein starker Prügel benützt. Nachdem eine bestimmte Zeit festgesetzt wurde, etwa eine halbe oder eine ganze Stunde, schlägt jeder der Mitspielenden seine Kugel, wie einen Ball, in derselben Wegrichtung immer weiter fort, und wer die wenigsten Schläge thut und die Kugel auf der Strecke am weitesten zu werfen vermag, ist der Sieger.

Hat man es in den bisher geschilderten Belustigungen zumeist mit solchen zu thun, welche der männlichen Bevölkerung Gelegenheit geben, Geschicklichkeit, Kraft und Gewandtheit zu erproben, so bieten das „Hahnschlagen“ und das „Hefenschlagen“ volksthümliche Spiele, an denen sich auch die Mädchen, ja selbst Kinder betheiligen. Mit dem ersteren Spiele ist etwas Grausamkeit verknüpft. An einem festen Pflocke wird zu diesem Behufe ein Hahn mit einer längeren Schnur angebunden; Jung und Alt, wohl auch einige Musikanten stehen im Kreise herum und es gilt nun, mit verbundenen Augen den armen Vogel niederzuschlagen, der natürlich erbärmlich geängstigt hin- und herflattert. Den Mädchen und den Burschen werden nun abwechselnd die Augen verbunden und jedes macht seine bewilligten Streiche, welche knieend geführt werden müssen. Wer den Hahn erschlägt bekommt den ausgesetzten Preis, der Hahn selbst wird als Braten vom Sieger, der auch wohl einen größeren

Schmaus veranstaltet, verspeist. Daß dem darauffolgenden Schmause noch manche andere Hähne und Hennen nicht selten zum Opfer fallen, ist sehr leicht begreiflich. Tanz und Lustbarkeit dauern dann wohl bis in den grauenden Morgen hinein und des Drehens und Schwenkens beim „Steirischen" oder „Ländler" scheint kein Ende. In ähnlicher, jedoch humanerer Weise vertritt beim „Hefenschlagen" die Stelle des Hahnes ein alter Topf, der dem Pflock aufgestülpt wird. Derjenige, welcher zum Schlagen gelangt, wird aber zuerst einigemale im Kreise gedreht, um die Orientirung zu verlieren.

Da beim Gebirgsvolke die Rauflust insbesondere in manchen Gegenden in hohem Grade vorhanden ist, so muß man auch das hie und da übliche Ringen zu einer Art von gymnastischen Volksbelustigungen zählen, wobei freilich mitunter ein böses Ende eintritt. Die Tiroler „Robler" haben ja in dieser Beziehung einen gewissen Ruf, aber auch im steirischen Oberlande, so z. B. in den Gebirgen bei Judenburg gehören Ringkämpfe der Burschen zu den Vergnügungen des Volkes; in Kärnten üben sich nach dem Gottesdienste die jungen Leute im Ringkampfe oft sogar auf dem Kirchplatze, und es soll dies daselbst ein uralter, stets gepflegter Brauch sein, gegen den weder die Behörde, noch geistlicher Zuspruch etwas ausrichten. Eigentliche Roheiten kommen übrigens dabei selten vor und jedenfalls dient dieses Spiel als tüchtige Kraftübung. Wenn ein Bursche erwartungsvoll in dem Kreise von Ringern, der sich um ihn gebildet hat, umherblickt und ihm in Bezug auf die Federn am Hute, das Zeichen der Herausforderung, der

Ruf entgegen tönt: „Was kosten die Federn?" (dies ist die Formel der Herausforderung), ruft der Erstere: „Faß an." Rasch haben sich dann beide Gegner umschlungen und das Ringen währt nun so lange, bis Einer den Andern niedergeworfen hat. Früher gab es förmliche Wettringen, die an bestimmten Orten stattfanden und zu denen sich Burschen aus den entferntesten Gegenden, sowie zahlreiche Zuschauer einfanden, so daß damit ein förmliches Fest verbunden war. Einer gewissen Beliebtheit erfreut sich auch das „Sacklaufen", welches auf die bekannte, auch in vielen Gegenden Deutschlands übliche Weise stattfindet. Zu den volksthümlichen Spielen sind auch der „Schwerttanz" und der „Reiftanz" zu zählen, Tänze, welche unter Hersagen gewisser Formeln mit Säbeln oder Reifen ausgeführt werden. Da dieselben jedoch schon einen gewissermaßen dramatischen Charakter haben, der Reiftanz überdies oben Seite 100 besprochen wurde, so genüge es an der Erwähnung dieser alterthümlichen Belustigung.

An dieser Stelle müssen wir nun vor Allem jener Belustigung unseres Alpenvolkes gedenken, welche in irgend einer Weise bei allen Völkern üblich ist, nämlich des Tanzes überhaupt! Der Steiertanz hat ja einen fast europäischen Ruf! Wie schwingen sich im melodischen Dreivierteltanze des „Steirischen" die Paare, bald vorwärts, bald rückwärts, bald im Kreise sich drehend, dann wieder mit den Fingern schnalzend oder mit den Händen klatschend. Nicolaus Lenau hat in seinem Gedichte „Der Steirertanz" diesen lebendig geschildert:

„Er ist der beste Schütze
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt.
Uns läßt da lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leicht wechselnd aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinen Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen. — —
Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen. — —
Hörst Du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens!

Dazwischen schwirren dann wohl auch neben den „Juhezern" die Tanzliedchen durch die Stube und über den Plan! Aehnlich, doch gravitätischer tanzt der Tiroler, der Oberösterreicher seinen „Ländler" und der Bauer im gebirgigen Theile Niederösterreichs seinen „Reißer". Leider hat die städtische Cultur in unseren Tagen sich selbst der ländlichen Tänze bemächtigt, wie ja die Anecdote von jenem galanten Bauernburschen zeigt, der sogar eine „Damenwahl" beim Tanze arrangirt hatte und den außen stehenden „Dirndln" zurief: „Menscher kimmts eini, 's is Damenwahl." Noch seien einige besondere Gattungen von Tänzen erwähnt, welche in einigen Theilen Steiermarks vorkommen. Es sind dies, der „Polsterltanz" und der „Hans-Adam-Tanz" bei dem Ersteren bilden die jungen Leute einen großen Kreis, in dem neben jedem Burschen ein Mädchen steht. Ein Bursche mit einem „Polsterl", d. h. einem kleinen Kopfkissen, tritt in die Mitte und singt nach der Musik den Spruch:

„Obers Kopf und unters Kopf
Laß i mein Polsterl fliegen,
Und wär dös Polsterl haben will,
Der muß a Busserl kriegen."

Fügt es sich nun, was übrigens meistens der Fall ist, daß er zu einem Mädchen kommt, welches ihm gefällt, so bleibt er stehen und legt den Polster vor demselben auf den Boden, der Kreis steht still und das Mädchen kniet auf das Kissen nieder, worauf es der Bursche aufhebt und mit demselben im Kreise, der sich nun wieder dreht, umher tanzt. Dann tritt er selbst in den Kreis ein und das Mädchen übernimmt den Polster. Schalk-

hafte Mimik ist auch in dem „Hans-Adam-Tanze“ ausgedrückt. Die Musik beginnt mit einem langsamen Tempo, welches in einen kurzen „Steirischen“ übergeht. Sodann hält jeder Tänzer mit seiner Tänzerin still, beide strampfen nach dem Takte der Musik mit den Füßen, drohen sich mit erhobenem Zeigefinger, machen Verbeugungen gegen einander und drehen sich den Rücken zu, worauf wieder ein „Steirischer Rundtanz“, dem dieselben Pantomimen, nur nach immer rascherem Takte der Musik, folgen, bis diese gar zu rasch spielt und der Tanz beendet ist. Anläßlich der Erwähnung dieser verschiedenen Arten von Tänzen dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu bemerken, daß in früherer Zeit, etwa vor hundert Jahren, die Zahl der verschiedenen Gattungen von Tänzen und Tanzunterhaltungen auf dem Lande eine weit größere war, auch scheinen diese „Tänze“ in einer Weise geübt worden zu sein, welche zu manchen Bedenken in sittlicher Beziehung gerechte Veranlassung bot. So waren im Jahre 1755 im Ennsthale die sogenannten „Rummeltänze“ üblich, welche die Burschen arrangirten und hierzu eine gewisse Geldtaxe erlegten, auch einen „Tanzschaffner“ wählten, der wieder andere Burschen einzuladen hatte. Auch wurden wohl statt des Geldes Naturalien gesammelt. Die Dirnen dagegen sammelten Beeren u. dgl., wenn sie freie Zeit hatten, brannten dieselben zu Branntwein und setzten diesen den Burschen vor, woran sich die sogenannten „Branntwein-Tänze“ schlossen, die nicht im Wirthshause abgehalten wurden. Es gab ferner „Schieß-, Laufen-, Kegelscheibtänze“ u. dgl., sogar einen „Eisschießentanz“, der übrigens heute noch hier und da beliebt ist. Viele dieser

Tänze wurden durch eigene gesetzliche Verfügungen abgeschafft, ein deutlicher Beweis der Unzukömmlichkeiten, die sie im Gefolge hatten; so finden sich Patente von den Jahren 1753 und 1755, welche folgende Tänze auf dem Lande geradezu abschafften nämlich: die erwähnten Rummeltänze, die „Haber=, Mader= und Heigertänze", wobei durch Sammlungen von Hafer u. dgl. und den Verkauf des Gesammelten die Tanzunterhaltung veranstaltet wurde, die Branntweintänze in Privathäusern, ebenso die „Spieß=, Lauf= und Renntänze", endlich alle Tänze, welche allein von „ledigen Manns= und Weibspersonen" und mit Ausschließung der Verheirateten angestellt wurden, „inmaßen", wie das Patent besagt „alle derlei Tänze wider die guten Sitten laufen, die nächste Gelegenheit zu sündigen geben und folglich als ärgerlich und unerlaubte Tänze zu halten sind."

Vor Allem bietet heutzutage der Fasching Gelegenheit, die verschiedenen Gattungen von Tänzen zu üben, und im Dorfe geht es dann an Sonn= und Feiertagen recht lustig zu. Tolle, ungebundene Lust concentrirt sich aber auf die letzten drei Tage des Faschings, während welcher tausend Possen und Scherze getrieben werden. Innerhalb dieser Faschingszeit bietet das vermögende Haus wohl auch einen „Sautanz", eine Feier, die wegen des frisch geschlachteten Schweines im Hause veranstaltet wird und in Tanz und Schmaus besteht. Zuletzt erscheint noch am Aschermittwoch eine Gelegenheit zum Scherz und zur Kurzweil für die jungen Burschen, nämlich das auf S. 21 erwähnte Begraben des Faschings, das freilich an manchen Orten schon abgekommen ist.

Der Aelpler kennt auch im engeren Kreise noch manche Belustigung, die in ihrer Weise originell ist. Insbesondere gehört hierher eine Art von Gesellschaftsspielen, welche zur Unterhaltung dienen, wenn das junge Volk bei irgend einer festlichen Gelegenheit zusammen gekommen ist, woran sich selbst ältere Leute zu betheiligen pflegen. Solche Gelegenheiten aber bieten vor Allem die Hochzeit, das „Gmoanhalten“ und das „Brecheln“. Nach dem opulenten Hochzeitsmahle wird nicht nur getanzt, sondern es finden in einigen Gegenden auch komische pantomimische Spiele statt oder es werden humoristische, oft recht derbe Predigten gehalten u. dgl. von eigenen Spaßmachern vorgetragen.

Das sogenannte „Gmoanhalten“, d. h. Abhalten gewisser Sitzungen in Gemeindeangelegenheiten, welches besonders im Mittellande und in dem an Niederösterreich grenzenden Gebiete vorkommt, ist wieder ein Anlaß zu ähnlichen Belustigungen. Dasselbe findet von Zeit zu Zeit statt und jeder Gemeindebeisitzer erscheint hierzu mit seiner Familie, worauf den ernsten Berathungen ein heiterer Abend folgt. Dabei wird getanzt, verschiedene Spiele dürfen nicht fehlen. Solche Spiele sind z. B. das „Orgelstimmen“, ein Vexierspiel, an dem sich nur Männer betheiligen, von denen Derjenige, welcher den Scherz noch nicht kennt, angeführt wird. In pantomischer Weise werden dem Bauer geläufige Hantierungen auch in den Spielen: „Der Roßbeschlag“, „Der Dorfbader“ u. dgl. bei solchen Gelegenheiten zur Darstellung gebracht.

Wohlbekannt sind auch die sogenannten „Brechelschreckspiele“. Wenn die Abende lang werden und die

Novemberstürme Schnee und Regen über die Felder peitschen, kommen nämlich die jungen Leute des Dorfes und der Gegend in der Brechelstube zusammen, die Dirnen zum Behufe des Flachsbrechens, welches „Brecheln“ genannt wird. Schon auf dem Wege dahin werden die Mädchen von den muthwilligen Burschen geneckt und auf verschiedene Weise „geschreckt“. In der Stube selbst finden sich dann auch die Burschen ein, und nach der Arbeit wird ein Mahl eingenommen; während dessen die erwähnten Spiele stattfinden. Maskirte Burschen, von einer „Brechelkönigin“ geführt, erscheinen, führen komische Tänze auf, necken die Dirnen und besonders Witzige halten wohl auch eine „Brechelschreckpredig.“ Dabei steigt einer etwa auf einen Stuhl und predigt in drolliger Weise über einen scherzhaften Text. Manche solcher Predigten sind in Reimen und Knittelversen abgefaßt, wie z. B.:

„Jetzt soll ich anfangen das Predigen
Ueber die Weibsbilder, die ledigen,
Ja, sie schau'n kaum heraus aus der Fatschen,
So soll man ihnen schon von Buam vorschwatzen“

u. s. w. Gewöhnlich macht sich der Prediger über das Treiben der Mädchen lustig; diese aber kennen schon den Schalk, und wenn ein besonders gelungener Ausfall vorkommt, ist des Jubelns und Lachens kein Ende.

Der Dichter des „Dachsteinliedes“.

Es sind etwa fünfunddreißig Jahre vergangen, seitdem in Steiermark ein Lied zu ertönen begann, das in Vers und Melodie so recht darnach angethan zu sein schien, ein Nationallied, ein Volkslied zu werden. Der Dichter desselben hatte die ganze volle Liebe zu seiner Heimat, Alles, was er zu deren Ruhm und Preis in wohlgefügten Strophen sagen konnte, dareingelegt, der Componist die gemüthliche, zu Herzen sprechende Melodie, ohne daß sie irgend einen Anklang an schon bekannte Weisen verrieth, als harmonischen Ausdruck der schlichten aber warmen und innigen Dichterworte diesen angepaßt. Der bescheidene und bis heute wenig gekannte Dichter heißt Jakob Dirnböck, der Componist Ludwig Carl Seydler. Das Lied aber, dessen Titel es „der Steirer Land“ nannte, begann mit den Worten: „Hoch vom Dachstein,“ Jedem der freundlichen Leser ist bekannt, daß dieses „Dachsteinlied“ des Steirers echtes und rechtes Nationallied geworden ist. Es verbreitete sich im Norden und Süden der Mark, es erklang in den Thälern und von den hohen Alpenspitzen herab, in der Stadt und auf dem Dorfe und keine patriotische Festlichkeit im Lande konnte man sich denken, ohne daß wenigstens die Weise: „Hoch vom Dachstein“ mit ihren herzlichen Tönen die Theilnehmer der Feier in die wärmste Stimmung versetzt hätte. „Hoch vom Dachstein“ erklang es im ganzen Lande

neben der Volkshymne, wenn der kaiserliche Herr in Wien sein Geburtsfest feierte, „Hoch vom Dachstein", wenn eine wackere Sängerschaar zum Lobe des edlen Gesanges zusammentrat und daneben in vielen andern Liedern der schönen Sangeskunst huldigte, „Hoch vom Dachstein" hörte man es durch die Lüfte schallen, wenn man das Geburtsfest des geliebten hohen Wohlthäters des Landes, Erzherzogs Johann feierte, und als an jenem schönen Septembertage des Jahres 1878 die Enthüllung von des Erzherzogs ehernem Brunnenstandbilde in der Landeshauptstadt Graz den Anlaß zum großen Freudenfeste bot, da ertönte dies Lied vieltausendstimmig von allen Sängern und Musikcapellen des Landes, die versammelt waren, wie ein freudiger Jubel- und Dankesgruß. Aber schon lange war dieses Lied auch über die Grenzen der Steiermark weit hinaus bekannt und zum Volksliede geworden, in Kärnten und Salzburg, in Oesterreich und Tirol, sogar in den deutschen Theilen von Mähren, Böhmen und Schlesien, endlich in ganz Deutschland war es rasch verbreitet und beliebt; heute findet man wenig deutsche Liederbücher, welche es nicht enthalten.

Von allen den Vielen, die sich an diesem Liede erfreuen, kennen aber die Wenigsten den Verfasser, ja selbst in der Steiermark ist der Name Dirnböck nur sehr Wenigen geläufig, von seinen Lebensumständen weiß beinahe Niemand etwas. Und doch war Dirnböck ein poetisches Talent, das noch manches andere Gedicht geschaffen, welches verdiente der Vergessenheit entrissen zu werden, ein Talent, das insbesondere zu den ersten gehört,

die in der steirischen Mundart gedichtet, zu einer Zeit als man noch wenig Kunstdichtungen auf dem Gebiete unseres Dialectes kannte. Kein Dichter- und Schriftsteller-Lexikon aber bietet auch nur die dürftigsten Nachrichten über den Verfasser des „Dachsteinliedes,“ sein Leben und Wirken, und so mögen ihm die nachfolgenden Zeilen als ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unseres schönen Alpenlandes gewidmet sein.

Der Lebenslauf Dirnböck's ist mehr der eines Geschäftsmannes als der eines Dichters, und doch hat die Poesie ihm auf seinen Wegen ihre Blumen gestreut und ihm ernste und heitere Stunden verschönert und ihn nie verlassen bis zum Tode. Aus einer alten Bürgersfamilie entstammend, wurde Jakob Franz Dirnböck am 17. December des für Oesterreich so traurigen Kriegsjahres 1809 in Graz geboren, wo er auch seine Ausbildung erhielt und mit achtzehn Jahren im Jahre 1827, nachdem er die Gymnasialstudien durchgemacht, als „Praktikant“ in der damals wohlrenommirten Müller'schen Buchhandlung der Landeshauptstadt eintrat; dem Berufe des Buchhandels, welchem er Interesse entgegenbrachte, hatte er sich aus eigenem freien Entschlusse gewidmet.

Schon einige Jahre darauf versuchte er sich in kleinen poetischen Arbeiten, die in der Folge in verschiedenen Blättern, insbesondere aber in der damals einzigen bedeutenderen Zeitung Steiermarks, welche literarische Interessen mit vertrat, im „Aufmerksamen“ nämlich zum Abdrucke gelangten und des Dichters Formgewandtheit, sowie sein Talent überhaupt bekundeten. Im Jahre 1831 finden wir Dirnböck in Wien, wo er zur

weiteren Ausbildung bei seinem gleichnamigen Onkel, dem Chef der Buchhandlungsfirma „Bauer und Dirnböck" daselbst verweilte. Da dieser Onkel ein Geschäft unter gleicher Firma in Prag inne hatte, so wurde er auch dort verwendet. Er hatte dabei Gelegenheit, die beiden Städte genau kennen zu lernen, hing aber stets mit großer Liebe an seiner schönen steirischen Heimat und in manchem Sange, den er damals in der Mundart derselben über die Berge geschickt, zeigt sich uns diese warme Heimatsliebe, so in dem Gedichte: „Die zwoa Brucken," worin er die prächtige Prager Brücke schildert mit den vielen Statuen der Heiligen, den gewaltigen Thürmen und all ihrer Pracht, dabei aber erinnert er sich einer andern Brücke in der Nähe der schönen Stadt Graz.

Ja, wen ma da drüber geht,
Ja s is a Freud,
Ma gsiacht halt in Schloßberg,
Er is neama weit.

Heruntn und druntn
In schönasten Wegn,
Da keman an schon
Die liabn Grazer entgegn;

Und vurwärts und rücklings
Stehn just koani Turn,
Döswegn hats do nix
Von da Schönheit valurn.

Da Fölsn von Jungfansprung,
Wan ma nur schaut,
Is dös net a Turn,
Den God selba hat baut?

Und abi und aufi,
Da gsiacht ma weitmechti;
Da kan ma wul sagn,
Die Aussicht is prechti.

Und Leutl gean driba
Von lustign Hamur,
Und frisch und wulauf
Grad wir untn die Mur.

No mehr mecht i redn,
I wißt no gar viel,
I brings nit so fiara,
Wiar i mecht, wiar i will.

I denk halt grad wida
Bei mir in da Ghoam,
Mein! werst nur bald wida
Bald wida dahoam!

Und in einem andern Gedichte „s Liad von da Liesl," das auch in Prag entstanden ist, gedenkt er scherzhaft der großen Schloßbergthurmglocke zu Graz welche im Volksmunde die „Liesl" genannt wird, wie sie ihn früher mit ihrem Brummen oft geweckt und vom Lager gejagt, wenn sie um sieben Uhr Morgens ertönte.

Da war si ma so zuwida
Und dena miaßt is hern;
Und hiaz, wans leichta sein kint,
Hiaz hearat is z Tod gern.

Das is hiaz schiar unmigli,
I bin von ihr als z weit,
Drum, bis is wida hearn wear,
Is desto größa d Freud. — —

In Tag, so um a zwölfi,
Da brummts zum zweitenmal:
„Des Leut, gehts nöd zum Essn?“
Dös moants da allemal.

Da han is gheart zum liabstn,
Wans so was brumelt hat,
Und lifti bin i gloffn
Zum Sterz und zum Salat.

So hatte Dirnböck auch im fernen Böhmerlande stets seine liebe Heimatsstadt im Sinne.

I, wan i so zruck denk, han i oft mei Freud,
Da denk i, mein, war nur da Weg net so weit,
Oda wan mas dafindat, daß oana kunt fliagn
Wiar a Schwalm, wiar a Moasn, das war a Vagniagn,
Af da Stöll fliagat i über Estreich nach Graz,
Und wans nur halb migli war, richti, i thats.

Diese Proben zeigen, wie warm der junge Mann fühlte ebenso wie den herzlichen Humor und die Gewandtheit des Ausdrucks in der volksthümlichen Redeweise, welche ihm zu Gebote standen.

Da der tüchtige Buchhändler auch zu jener Zeit schon seine beste Lehre im deutschen Auslande erhalten konnte, so setzte Dirnböck die Lehrjahre in noch ferneren Gegenden fort, er conditionirte von 1834 an bis 1843 in Breslau, Oppeln, Augsburg und Ulm. Auch zu Luzern in der Schweiz verlebte er einige Jahre und die prächtige Hochalpennatur daselbst übte auf sein empfängliches Gemüth einen besonderen Eindruck aus. Zwölf Jahre waren vergangen, seit er die Heimat verlassen und

ein schönes Stück Welt kennen gelernt, aber Dirnböck's Absicht war es nicht, sich anderswo bleibend niederzulassen als in seiner Vaterstadt. So kehrte er denn im Herbste des Jahres 1843 wieder nach Graz zurück und eröffnete, nachdem er die Bewilligung hiezu von Seite des Guberniums erhalten, am 1. Februar 1844 unter der Firma seines Namens eine eigene Buchhandlung.*) Allerdings wurde er kein kalter, praktisch berechnender Geschäftsmann, trotzdem erhielt Dirnböck's Buchhandlung ihren Eigenthümer sammt seiner Familie — er hatte sich am 9. November 1846 mit Elise Pezlederer vermählt und die Ehe wurde bald mit drei Töchtern gesegnet, von denen zwei noch leben.

Obgleich es ihm die Mittel nicht erlaubten, große Unternehmungen in Angriff zu nehmen, so trat doch Dirnböck auch als Verleger auf und da er ein Freund des Landvolkes und genauer Kenner seiner Eigenthümlichkeiten war, so waren es neben kleineren Lesebüchern für Schulen und dergleichen meist kleine populäre Schriftchen zur Belehrung des Landmannes in ökonomischer, wirthschaftlicher Richtung, sowie andere belehrende Werkchen für den Bürger und Bauer, die in seinem Verlage erschienen, von denen er einige selbst verfaßt hatte.

Als eine Probe der genauen Kenntniß des steirischen Landvolkes, welche sich Dirnböck angeeignet hatte, folge hier, bevor wir den Lebenslauf dieses Mannes weiter erfolgen, ein Gedicht, welches den Tageslauf des zufriedenen Landmannes in gemüthlicher wahrhaft zu Herzen sprechender Weise schildert:

---

*) In der Murgasse, und zwar in jenem Theile derselben, welcher sich zwischen den ehemaligen zwei Murthoren befand.

Mein gresti Freud.

Wan ma so in ganzen Tag
Volla Müa und volla Plag
Auf'n Aka keucht und schwitzt
Und zehn Stund nöd nidasitzt,
Wan an d'Arbeit fast dahabt
Und an nia a Trunk dalabt,
Wan die Sun am Berg schon steht
Und s mit der Arbeit nima geht,
Schleich i halt meiner Gantschn zua,
Setz ins Winkl mi in d'Rua,
Wan die Kinda umerspringen
Und die greßern Liadln singen,
Wan das Feuer brennt am Herd
Und das Nachtmahl kocht, wie's g'hert
Aft mein Weib kimmt und mi grüaßt
Und mi halst, als wan sie müaßt,
Is ma wohl und thuat ma guat,
Bin i in mein böst'n Muad,
Rosenfarb is mein Hamur,
Mir kimmt all's so gschboasi fur
Kan nöd rödn, es is halt was,
Mir fahlt no bald dis, bald das!
Aba, wan sie 's Liacht anzünd,
D' Milch am Fena übarint,
Um sein Platzl aniads si schaut
Wan die Kinder beten laut:
„Kim' Herrgott, sei unser Gast
Und sögn, was D uns bescheeret hast."
Wan a niads aft nidasitzt
Und nur Freud aus d' Augn blitzt,
Kimmt am Tisch da hoadni Sterz,
Glei lacht da vur Freud mein Herz,
Hamli dank i Gott den Herrn,
Weil er uns hat do no gern,

Astn iß i lusti drauf,
Giaß am Sterz die Mili auf
Und fang a Histuri an,
Freud ham meine Kinder dran.
Sie macht aft an Nabsa gern
Wal a d' Kinder schlafri wern,
Alles ist aft mäuserlstill
Imrigsmal meld si a Grill;
Da denk i so auf mein Gschick
Auf'n Sögn und auf mein Glück
Das ma Gott laßt wern zu theil
Zu mein Nutzn und mein Heil,
Daß no Alles guat is gangen
Was i imma hab' angfangen
Daß mi schatzn d' andern Leut,
Das is halt mein gresti Freud.

Als im Jahre 1844 die steiermärkische Landwirthschafts-Gesellschaft ihre fünfundzwanzigjährige Jubelfeier veranstaltete, dichtete Jakob Dirnböck zu dieser festlichen Gelegenheit sein „Dachsteinlied." Gleichzeitig entwarf Seydler die Melodie hiezu und mit der Skizze eines allegorischen Bildes ebenfalls von Dirnböcks Hand versehen, erschien Gedicht und Composition im Verlage des Verfassers. Wie mit so manchem volksthümlich gewordenen Sange, der zur Zeit seines Erscheinens beinahe unbekannt blieb — man denke etwa an „die Wacht am Rhein" — begab es sich auch mit diesem Liede, daß es Anfangs wenig Anklang fand, ja beinahe in Vergessenheit gerathen war. Später erst fanden Dichtung und Composition immer mehr Aufnahme und wurden zum echt nationalen Sange des Steirers, ja zum deutschen Volksliede, das weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus

bekannt, beliebt, man kann sogar sagen, berühmt wurde. Auch diese Eigenthümlichkeit hatte es mit dem wirklichen Volksliede gemein, daß der Text in der Folge vielfach entstellt, daß es ungebürlich gekürzt und in der verschiedenartigst entstellten Form Lieder- und Lesebüchern einverleibt wurde. Das Ganze enthält in der Originalversion zehn Strophen und es dürfte nicht ohne Interesse sein, dieselben genau nach dem ersten Drucke hier zu finden:

Der Steirer Land.

„Hoch vom Dachstein."

Gedicht von J. Dirnböck.

Hoch vom Dachstein an,
Wo der Aar noch haust,
Bis zum Wendenland am Bett der Sav',
Und vom Alpthal an,
Das die Mürz durchbraust
Bis in's Rebenland im Thal der Drav':
Dieses schöne Land
Ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo die Gemse keck
Von der Felswand springt
Und der Jäger kühn sein Leben wagt
Wo die Sennerin
Frohe Jodler singt
Am Gebirg, das hoch in Wolken ragt:
Dieses 2c.

Wo durch Kohlenglut
Und des Hammers Kraft
Starker Hände Fleiß das Eisen zeugt,

Wo noch Eichen steh'n
Voll und grün von Saft,
Die kein Sturmwind je noch hat gebeugt:
Dieses ꝛc.

Wo der Mais und Haid'n
Herbstlich duftend blüh'n,
Und des Obstes Füll' so lachend keimt,
Wo im Unterland
Süße Trauben glüh'n,
Deren edles Blut wie Perlen schäumt:
Dieses ꝛc.

Wo am Kirchweihfest
Noch nach alter Weis'
Sanfter Zither Ton und Hackbrett klingt,
Und der wack're Bursch
Rasch und flink im Kreis
Holde Dirnen froh im Tanze schwingt:
Dieses ꝛc.

Wo noch deutsches Wort
Und ein Handschlag gilt,
Frommer Sinn noch herrscht und Tugend währt,
Wo auf Mädchenwang'
Noch das Schamroth spielt
Und die Hausfrau klug den Segen mehrt:
Dieses ꝛc.

Wo's im schlichten Rock
Wie im Fürstgewand
Edle Männer gibt voll weisem Rath;
Die ein Schutz und Schirm
Für das treue Land
Rüstig vorwärts geh'n in reger That:
Dieses ꝛc.

Wo in jedem Arm
Die geerbte Kraft
Habsburgs Enkeln blüht voll alter Treu,
Für den Kaiser gern
Jeder auf sich rafft,
Und dann eisern steht in Schlachtenreih':
Dieses 2c.

Wo des Dampfes Kraft
Nun mit Sturmgewalt
Alles fortbewegt auf eis'ner Bahn,
Und sich Fleiß und Müh'
Zeigen vielgestalt
Und ein neuer Geist als ihr Gespann:
Dieses 2c.

Wo sich lieblich, groß
Eine Stadt erhebt
Hart am Atlasband der grünen Mur,
Wo ein Geist der Kunst
Und des Wissens lebt,
Dort im hehren Tempel der Natur:
Dieses 2c.

Dirnböck trat kurz nach der Eröffnung seines Buchladens auch in besonderer Art als Volksschriftsteller auf, indem in seinem Verlage die zugleich von ihm verfaßten „Briefe des Hans Michel aus Obersteier an seinen Göd, den Sensenschmied in der Oed über Steiermark und Gratz" in den Jahren 1845 und 1846 erschienen. Diese Briefe waren eine Art Nachahmung der damals schon lange bestandenen Briefe des Hans Jörgel von Gumpoldskirchen und wurden in Form einer Zeitschrift herausgegeben. Der Verfasser wußte sowohl den v

thümlichen Ton als auch die zum Theile mit Hochdeutsch gemengte Mundart in drastischer Weise wiederzugeben und besprach Vorkommnisse der Stadt und vom Land mit vielem Humor in der gewählten Form der Briefe an den „Herrn Göd", zu dem er in der Vorrede sagt: „I werd gar verschiedns erzähln. Wanns grad im Wald — im Hommer oder auf der Alm nix z than habn, da setzens Ihnen aufn Großähnlstuhl, ruckens Ihner grüns Kappel zrecht, lesens meine Brief und denkens dabei: Was i schreib is wahr; — vielleicht bettelts Ihnen a wol a Lächeln ab — und vielleicht, i wills hoffen, findt a manche von dö Ansichten, dö i auskram, Eingang, und i stift was Guts damit." In der That fanden Hans Michels Briefe viele Verbreitung im Lande und wurden gerne gelesen. Wem sie heute vorliegen, der findet darin charakteristische Zeichnungen aus dem culturellen Leben ihrer Tage in Steiermark, des Verfassers Treuherzigkeit Biederkeit und Anhänglichkeit an sein Vaterland und das Kaiserhaus blicken überall durch, auch fehlt es darin nicht an Rügen und Ermahnungen, die heutzutage noch ebenso am Platze wären wie damals. Erwähnenswerth ist der von Dirnböck verlegte und von dem bekannten heimischen Schriftsteller Sonntag herausgegebene Kalender: „Der inneröſterreichische Heimatfreund" (I. Jahrgang für 1847), welcher werthvolle Artikel zur Kunde des Landes enthielt.

Noch eine Zahl von Gedichten, die in Zeitschriften verstreut sind, sowie kleinere Volksschriften aus Dirnböck's Feder erschienen, bis das sturmbewegte Jahr 1848 be[illegible]nbrach. Dirnböck, dem nach erlangter Preßfreiheit

noch mehr Gelegenheit geboten war, sein Streben nach wahrer Volksaufklärung und Belehrung zu bethätigen, begann im April des genannten Jahres ein Zeitschrift, die „Blätter der Freiheit und des Fortschrittes“ herauszugeben, welche zum Theile politische Artikel, zum Theile kleinere Erzählungen, Gedichte und populär belehrende Aufsätze brachte, sie erschien allerdings nur bis Ende September 1848, denn die Zeitverhältnisse, welche damals Journale und Blättchen fast täglich auftauchen und wieder untergehen ließen, brachten auch Dirnböck's Blättern den Untergang. Beinahe gleichzeitig redigierte der strebsame Mann den ebenfalls in seinem Verlage erscheinenden „Steirischen Landboten“, welcher einfach gehalten und mehr für die ländliche Bevölkerung bestimmt erschien. Es lag in der Richtung der Zeit, daß auch dieses Blatt mit Ende Juni des Jahres 1849 eingieng.

Von Dirnböck's weiterem äußern Leben ist wenig mehr zu berichten: im Jahre 1851 hatte er mit Karl Mühlfeit einen Gesellschaftsvertrag abgeschlossen, er trat jedoch bald darauf wieder aus diesem Verbande und eröffnete eine Leihbibliothek, welche ihm ein ruhigeres und doch dabei sorgloses Leben bot. Vielleicht hatte er eine Ahnung seines baldigen Todes, als er für sein ältestes Töchterchen zum Vortrage bei einem Schulfeste das Thema „Lob auf den Gesang“ ausarbeitete und in dieser Prosadichtung, nachdem er den Gesang in allen Beziehungen zum Menschenleben geschildert, zum Schlusse die Worte niederschrieb: „Ist dieses nicht ein Bild unseres ganzen Lebens? Der stete Wechsel zwischen Freude und Ernst, Lust und Trauer, Trennung und Wiederseh-

bis endlich nach einer Spanne Zeit eine kleine Anzahl Sänger unsern letzten Ruheort umgibt und mit tröstenden Accorden die Zurückgebliebenen versöhnt über den Verlust des theuern Familiengliedes, dessen Seele bereits hingetreten ist in jene lichten Sphären des Jenseits. — Nicht nur von der Wiege bis zum Grabe, sondern über das Grab hinaus erschallt, erfreut, erquickt, belebt und tröstet uns die Himmelsgabe des Gesanges —" Im Sommer des Jahres 1861 wurde Dirnböck von einem typhösen Fieber befallen, dem er am 9. August erlag. Auf dem St. Peter-Friedhofe bei Graz ruht der Dichter des „Dachsteinliedes"; die Gipfel der Gebirgsketten ringsum, welche im weiten Kreise die Stadt umziehen, blicken auf sein Grab oft mit beschneiten Häuptern, wenn auch der Frühling lange im Thale eingezogen ist, auch der Schloßberg mit der „Liesel" im Thurm, die der Todte scherzhaft besungen, schaut herab und wenn die kräftige Alpenluft von Westen herüberstreicht, ist es wie ein Grüßen des Hochgebirges, das dem Todten gilt, der seine Heimat so innig geliebt.

Zur Charakteristik Jakob Dirnböck's, die in dem schon Angeführten theilweise enthalten ist, sei noch hinzugefügt, daß er der liebenswürdigste und gemüthvollste Mensch war, wie er sich in seinen Dichtungen zeigt. Ein Feind aller rauschenden Vergnügungen, fand er seine glücklichsten Stunden im trauten Kreise seiner Familie [illegible]nd seiner Freunde, die Schönheiten der Natur zog er [illegible]n Vergnügungen der großen Welt vor und fühlte sich be[illegible] wenn er diese Schönheiten voll und unmittelbar [illegible]eßen konnte.

Von des Dichters Liedern, die theils in den lange vergessenen Zeitschriften seinerzeit veröffentlicht wurden, theils gar nicht im Drucke erschienen sind, liegt dem Verfasser dieser Zeilen eine Zahl vor, sie zeigen alle jene Eigenschaften, deren oben gedacht wurde, ein warmes poetisches Gefühl, eine insbesondere für jene Zeit unter Oesterreichs Dichtern nicht gewöhnliche Beherrschung der Form, in den dialektischen Stücken die genaue Kenntnis der Mundart und überaus volksthümliche gewandte Behandlung derselben, echt patriotische Gesinnung tritt in vielen derselben hervor, wie etwa in der kleinen hier folgenden poetischen Erzählung „Die Miarzerl oder die Erbiar am Plabutsch“, welche das Zusammentreffen der Erdbeersucherin mit dem hohen Kaiserpaare und dem Prinzen Johann im Walde schildert, oder im „Gamsjaga“, der den Erzherzog Johann bei einem Besuche der Stadt im Bilde ausgestellt findet und dem Gemälde seine Verehrung bezeigt. Beide Gedichte waren seinerzeit im „Aufmerksamen“ veröffentlicht.

Die Miarzerl,

oder: Die Erbiar am Plabutsch.

Griaß Gott, mein liaba Vada!
Griaß Gott, enk Muada a!
Wo is denn unsa Anl
Und unsa Enl a?

I will enk was dazölln.
Wan all' beinanda sein,
Was mir in Wald passirt is,
Es wird enk alli gfreun.

In Enl hear i kuman,
Die Anl is schon da,
Hiaz losts nur schean auf mi af,
Was i enk hiaza sa.

I wult heunt Erbiar suachn
Und gang dößwegn in Wald,
Die Muada hat no nachgruaft:
Kim wida Dearndl bald.

I suach in Wald halt uma
Und derf gar net weit gen,
Da find i d'größte Erbiar
So road wias Bluad und schön.

I legs aft in mein Kearbl
Und wird ma's Kearbl vul,
So han i da a Freud dran
Und 's duat ma gar so wul.

As war grad um a alfi,
Han denkt: hiaz geh i zhaus,
Tal unta meine Gschwistra
Die Hälfti Erbiar aus.

Die andern, dö vakaf i
Und trag i in die Stadt,
Und griag i nur zwoa Groschn,
So is ma schon a Gnad.

Af oamal hear i rauschn,
I ker mi um und schau,
Da gen zwoa alti Hearn,
A junga und a Frau.

Von dö, wan oans an Gusta
Auf meine Erbiar hat,
Han i ma denkt, daspari
's vakafn in da Stadt.

Da kemans alli nechua,
Sö gengan übarn Steg
Und alli schaun so freundli,
I geh schean ausn Weg.

Da sagt die Frau: „Du Mädl,
Was tragst denn Du bei Dir?
Komm her, laß sehn! Wie heißt Du?
Hab Zutraun, sag es mir!“

Auf das griag i Guraschi
Und höb enk z'blauschn an,
Und wa i enks dazölln müast,
I wußt nöd Alls davon.

I sag halt: Miarzerl hoas i
Und da sein Erbiar drin,
I möchts gern wem vakafn,
I wult kan großn Gwin.

No Miarzerl, sei nöt gschami
Sagt drauf an alter Hear,
Gib uns von deini Erbiar
A nutzas Nagl hear.

Da nimm i halt mein Kearbl
Und biats in Leutn an,
Von ganzn Kearbl nehmans
Zwoa Händ voll kam davon.

Dan Hear war gar so freundli
Und war ma so bekant,
Ja richti — bein Schulmoasta
Hängt sein Bild sa af da Wand.

Der hat von di Erbiar geßn
Gar weani, weani nuar,
Und gibt ma sögs Dugadn,
Das is do woarli gnuar.

Da jungi Hear war gar schean,
A Gsicht wia Milch und Bluad,
Und da blabi Rock und d'Hosen,
Dö stengan eam so guad.

Der greift in Sack und gibt ma
Zwoa liachti Doala her,
I thua die Händ eam bußn,
Sag: Dank, mein liaba Hear.

Sö gegan wida weita,
I laſ was ſein kan, aus
Und bring enk hiaz Dugadn
Und liachti Doala z'haus.

Du Deandl machſt mi glückli
Hebt hiazt da Vata an,
Da Pfoara hats no predingt
Und ös wißt's nix davon.

Daß unſa liaba Kaiſa
Mit unſra Kaiſarin
Und aftn da Prinz Johann
In Graz ſein alli drin.

Und hiaz geht in Dafüllung
Mein großer ſcheana Dram,
Da Kaiſa ſuacht uns Steira
Do wida oanmal ham.

As is neamt anders gweſen
Da wett' i glei mein Löbn,
Da Kaiſa und die Kaiſarin
Ham Dir das Geld da göbn.

Hiaz Deandl, ſag i no was,
Das Geld da höb i auf
Und erſt zu Deina Hoazat
Aufs Brautbett leg is drauf.

Du wiarſt as earſcht begreifn,
Du wiarſt vaſtehn earſch ganz,
As kimt nach langi Joarn
Koan ſulcha Kaiſa Franz.

Wie schon öfter erwähnt, trifft Dirnböck insbesondere in den mundartlichen Stücken sehr gut den Volkston; in einem solchen Gedichte „Die hoagliche Lisel“ und in den „Tanzliadln und Stichlareim“ tritt derselbe besonders charakteristisch hervor, nicht minder in dem Liede „Auf der Alm“, welches wie dem Bergbewohner abgelauscht erscheint. Die „Tanzliadeln“ und „Stichlareim“ mögen hier angeführt sein:

Tanzliadln und Stichlareim.

Aufmunterung.

He! lusti, Musikanten,
Machts gschwind an Tanz auf
Denn i und mein Tresl
Miar warten schon drauf.

A gamsaugats Deandl
Und a lustiga Bua
Dö kinan net stean bleibn,
Dö tanzn glei zua.

Kim Deandl und drah di,
Sei lifti und froh;
Wanst heiratst, in an Jarl
Geht's a neama so,

Beschwichtigung des Unzufriedenen.

Da Hackbretlschlaga
Schaut jamerli drein,
Wirdn eppa a Zwanzger
Leicht zweng gwödn sein?

Schlag herwärts, schlag hinwärts,
Schlag immer brav los!
Du griagst auf an Terno
Von mir margn a Loos.

Der scheanisti Terno,
Den i mach, der is gwiß:
Mein Tresl, wan is heirat
Und sie oarbatsam is.

Conditio, sine qua non —
Da Gloangeiga griagat
Von mir an Dugadn,
Wans hener nnar meara
Und bessa warn gradn.

Herz und Wade.

Wan a geigt, muaß i tanzn,
Wan i tanz, muaß i fliagn,
Und zidarn muaß Wadl
Und Herz fuar Vagniagn.

Viel ham halt koan Wadl,
Viel ham halt koan Herz,
Drum gehts mitn Tanzn
Halt a net fuarwärts.

Beweis.

Daß i sakrischi Wadln ham,
Leutln, das sechts!
Und Hearz? — s woas an iada,
Han i a wul koan schlechts.

Daß i a guats Herz han
Will i damit sagn,
I ma auf fufzg Schritt weit
Koan Spitzbuam vatragn.

Gerechter Unwille.

Dar Amtman, wan a kemat
Und setzat si hear,
Da wurad i gifti,
Koan Schritt tanz i mear.

Was plausch i denn zsam
Für a dumms dalgats Gwasch,
Der sitzt beim Vawalter
Und spielt Mariasch.

Und wan a valiern thut,
Das gschiacht öfters schiar,
So mias ma morgn blechn,
's hilft gar nix dafür.

Silentium.

Bst, bst! — Seid's hiaz still
Und röd's nima a Wuart,
Sein Baroggn han i gsegn grad
Bein Gugfensterl duart,

Wan a wußt, was ma triebn ham.
Er spirat uns ein
Und'n Deandln und uns
Mechts net augenehm sein.

Zum Schlusse aber soll noch Desjenigen gedacht werden, der die schöne Melodie zum Dachsteinliede geschaffen, welche ebenso unvergessen bleiben wird wie des Dichters Wort und Vers. Ludwig Seydler war am 8. März 1810 zu Graz geboren, er zeigte schon frühzeitig viel Anlage zur Musik, wurde 1832 Lehrer an der Vorstadtschule St. Leonhard in der Nähe der Hauptstadt und da er insbesonders als Orgelspieler Tüchtiges leistete, 1837 Organist am Grazer Dome. Als solcher verfaßte er eine Reihe werthvoller kirchlicher Compositionen und galt bald darauf für Einen der besten Orgelspieler in Oesterreich. Auch componierte Seydler eine Zahl weltlicher Lieder und trat als gewandter musikalischer Schriftsteller auf. Der Componist erfreut sich heute noch

fröhlicher Gesundheit, mannigfaltige Auszeichnungen wurden ihm zu Theil, die unvergänglichste derselben aber wird es sein, wenn nach Jahrhunderten noch die Weise zu „Hoch von Dachstein“ ertönen wird; mit Jacob Dirnböck im Vereine hat er ja dem Steirer sein Nationallied geschaffen.

Kinder- und Volksmärchen aus Steiermark.

Nach dem Volksmunde mitgetheilt.

I.

Die Brautfahrt.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte drei Söhne, die bereits erwachsen waren. Da hörte er von einer Prinzessin, die auf einem fernen Schlosse verzaubert weile, und wer sie vom Zauber erlöse, würde ihr Mann. Daraufhin kaufte er zweien der Söhne, welche er am liebsten hatte, sogleich schöne Pferde und sprach zu ihnen: „Gehet hin und unternehmet die Brautfahrt, Einem von Euch wird sie schon gelingen.“

Bald machten sich die Beiden auf den Weg, da sahen sie seitwärts von der Straße einen Bienenstock, und obgleich ihnen derselbe gar nicht im Wege war, stürzten sie ihn doch muthwillig herab und vernichteten ihn. Später kamen sie an einen Ameisenhügel vorüber. Auch diesen ließen sie nicht in Ruhe, sondern zerstörten ihn. Als sie noch weiter reisten, lag ein Teich am Wege, darin schwammen zwölf Enten und suchten das Ufer zu erreichen, das sie aber nimmer zu erklimmen ver-

mochten, denn es war zu steil. Ganz ermattet sanken sie zurück, schwammen wieder vorwärts, und fast wäre es ihnen gelungen, das Trockene zu erreichen, da kamen die beiden Brüder heran und trieben die Enten mit Prügeln und Steinwürfen in das Wasser zurück.

Nun aber beeilten sich Beide und kamen auch wirklich zum Schlosse der Prinzessin, wo sie von einem alten Weibe empfangen wurden. Sie fragten rasch, was sie zu thun und zu leisten hätten, um die Prinzessin zu erlösen und ihre Hand zu gewinnen. Die Alte führte die Brüder in ein Zimmer und berichtete: „Die Bedingungen welche Ihr erfüllen müßt sind folgende: Zuerst schütte ich ein Faß Linsen aus und verstreue es im Grase dieser Wiese, diese Linsen müßt ihr wieder zusammenlesen, auf daß auch nicht eine davon fehlt. Sodann werfe ich zwölf goldene Schlüssel in den Teich, die müßt ihr wieder herausholen; endlich führe ich Euch durch die Säle des Schlosses und in einem derselben werdet Ihr drei gleich schöne Prinzessinnen sehen, von diesen habt Ihr jene zu wählen, welche die Rechte ist. Bringt Ihr dieses aber nicht zu Stande und rathet Ihr fehl, so ist jeder von Euch des Todes und es wird ihm das Genick gebrochen."

Die Brüder, welche schon nach dem Besitze der Prinzessin und ihrer Kostbarkeiten lechzten, gingen die Bedingungen rasch ein und begannen die Arbeiten. Sie versuchten das Erste, aber es war unmöglich die verstreuten Linsen wieder aufzulesen; bei dem Versuche mit den Schlüsseln versanken diese im Teiche, und konnten nicht mehr gefunden werden. Als sie endlich

von der Alten durch die Säle des Schlosses geführt wurden und die drei Prinzessinen vor ihnen standen fragte das Weib: „Welche ist die rechte Prinzessin?“ „Jene, die rechts steht,“ sagte der ältere Bruder; „die links steht,“ meinte der jüngere. Beide aber hatten falsch gerathen. Und so wurde ihnen auf der Stelle das Genick gebrochen, die Körper aber wurden in die unten beim Schlosse vorbeifließende Mur geworfen.

Da die Brüder nun lange Zeit nicht nach Hause kamen, ging der Jüngste aus, sie aufzusuchen. Auch er kam bei dem Bienenstocke vorbei, doch that er den Bienen nichts zu Leide, sondern bemitleidete sie und sie gefielen ihm so gut, daß er ihnen sogar Honig tragen helfen wollte. Da stachen sie ihn aber, er jedoch ließ sich sogar dies gefallen und nahm sie nur behutsam wieder von der Hand hinweg. Auch zu den Ameisenhaufen gelangte er, hier hatte er wohl Acht, daß er ja keine Ameise zertrete, und auch diesen fleißigen Thierchen half er bei ihrer Arbeit. Endlich kam er zu dem Teiche, auf dem die zwölf Enten schwammen und vor Mattigkeit bereits die Flügel hängen ließen. Er räumte die Prügel, welche die Brüder hineingeworfen, aus dem Wasser, und half den Ermatteten an's Land, das sie mit fröhlichem Geschnatter betraten.

So kam er endlich zu dem Schlosse, in dem die verzauberte Prinzessin sich befand. Auch er traf die Alte an und befragte sie, unter welchen Bedingungen die Erlösung der Prinzessin stattfinde, und auch ihm wurden dieselben wie seinen Brüdern kundgegeben nebst der Drohung, daß er des Todes sei, wenn er nicht Alles genau durchzuführen im Stande wäre. Der Jüngling

nahm diese Bedingungen an und dachte: „Ich will es denn in Gottes Namen versuchen.“

So wurden den die Linsen in's Gras geschüttet, und siehe, da krochen von allen Seiten Ameisen herbei, von denen es bald wimmelte, und welche die Linsen auflasen und zusammentrugen, so daß auch nicht Eine Linse übrig blieb. Als die zwölf goldenen Schlüssel in den Teich geworfen wurden und untersanken, kamen die zwölf Enten herangeschwommen, tauchten unter und jede brachte dem Ueberraschten einen goldenen Schlüssel im Schnabel. Also ward auch diese Arbeit geleistet. Zuletzt wurde er in's Schloß geführt und im letzten Saale befanden sich die drei Jungfrauen, jede gleich bezaubernd schön. Davon sollte er die Rechte errathen. Ehe er sich's versah, kam aber ein Bienenschwarm zum Fenster hereingeflogen. Sie schwärmten und summten ihm beständig um die Ohren: „Die Mittlere, die Mittlere!“ So entschied er sich denn für die mittlere und hatte recht gewählt. Der Jüngling, welcher sie erlöst, hatte durch seine Mildherzigkeit die schönste Frau nebst königlichem Reichthum erlangt.

II.

Der alte Schimmel.

War einst ein Kaufmann, der hatte einen Sohn Namens Joseph, und als dieser herangewachsen war, sprach er zu ihm: „Ich sende Dich nun auf Reisen in fremde Länder, ein Pferd mit stattlichem Rüstzeuge habe ich Dir gekauft und hier hast Du Geld für fünf Jahre, denn vor dieser Zeit darfst Du mir nicht heimkommen.“ Der Sohn bestieg das schöne Roß, nahm

Abschied vom Vater und zog davon. Weil er aber ein lustiger Vogel war und, nachdem er einige Stunden geritten, zu einem Wirthshause kam, wo es mit Tanz und Musik gar fröhlich herging, kehrte er dort ein und nahm an der Lustigkeit selbst Theil; er tanzte und spielte dort so lange, bis er richtig sein ganzes Geld durchgebracht und verspielt hatte. Niedergeschlagen ritt er davon und seines Weges weiter. Da begegnete ihm ein Reiter auf einem alten grauen Schimmel, und weil der Jüngling kein Geld mehr hatte, bot er diesem sein schönes Pferd zum Tausche an; er erhielt noch hundert Gulden daraufgezahlt, der Handel war schnell abgemacht und auf dem alten Schimmel trabte der junge Mann langsam davon. Es wurde inzwischen dunkel, da sah er plötzlich auf dem Wege etwas Weißes schimmern. Er stieg ab und da lag ein goldenes Hufeisen. Als er dasselbe aufhob, schüttelte aber der Schimmel den Kopf, als wollte er sagen: „Lass' es liegen." Der Jüngling jedoch achtete nicht darauf, ritt weiter und sah nach einer kurzen Strecke wieder etwas auf dem Boden blinken. Es war eine goldene Feder. Wieder schüttelte der Schimmel den Kopf; aber auch dieses Kopfschütteln wurde nicht beachtet und die Feder mitgenommen. Als weiterhin abermals etwas leuchtend auf dem Wege lag, war es eine goldene Haarlocke. Als aber der Jüngling auch diese aufhob, begann der Schimmel gar zu reden: „Hebe diese Locke nicht auf, denn sie wird Dir nur Unglück und Verderben bringen." Aber die Warnung des Schimmels fruchtete eben so wenig als früher das Kopfschütteln, so sehr lockte der Glanz des Goldes.

Joseph kam auf seinem Zuge in die Residenzstadt des Königs, und weil er sich nun seinen Lebensunterhalt verdienen mußte, verdingte er sich beim Könige selbst als Stallknecht. Er hatte nun das Rüstzeug, das Pferdgeschirr und die Rosse selbst zu putzen, die Arbeit mußte jedoch am Tage verrichtet werden, und es war bei schwerer Strafe verboten, noch am Abende zu arbeiten und ein Licht anzuzünden. Einmal hatte er sich versäumt und die Dunkelheit überraschte ihn, ehe er mit Allem fertig war. Da gedachte er des glänzenden Hufeisens, er nahm es hervor und hing es wie eine Lampe im Stalle auf. Und siehe, es leuchtete wie das hellste Licht. Der König aber stand gerade am Fenster und sah den Lichtschimmer im Stalle unten. Sogleich ließ er den Stallknecht vorführen und rief ihm zu: „Wer wagt es, gegen meinen Befehl im Stalle ein Licht anzuzünden?" Aufrichtig erzählte Joseph, was es mit dem Hufeisen für ein Bewandtniß habe. Der König verlangte das Eisen zu sehen und verlangte es für sich und auf die Weigerung des Jüngling bedrohte er denselben mit dem Tode, so daß Joseph dem Könige das Hufeisen überlassen mußte.

Ein anderesmal hatte der Stallknecht wieder die Arbeit säumig verrichtet und die goldene Feder, um des Abends arbeiten zu können, aufgehängt, welche ebenfalls wundersam hell leuchtete, so daß ihr Licht noch das des Hufeisens übertraf. Der König erfuhr es, im Stalle habe ein Licht gebrannt, ließ den Stallknecht vorführen und als dieser ihm auch diesmal von der Feder erzählte, mußte er die goldene Feder ebenfalls hergeben.

Zum dritten Male versuchte Joseph sein Glück mit der Haarlocke. Diese aber strahlte, glänzte und leuchtete, als ob es heller Tag wäre. Der König erfuhr auch diesmal davon, und der Stallknecht büßte die Locke ein. Weil aber diese Dinge eine so seltene Eigenschaft besaßen, so reizte dies den König, noch mehr darüber zu erfahren.

„Bring,' mir das Pferd, welches jenes Hufeisen verloren," herrschte er den Jüngling an, „oder Du bist des Todes."

Da schlich Joseph traurig von dannen in den Stall, weinte und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Im letzten Winkel des Stalles aber stand, fast ganz vergessen, der alte Schimmel. Zu diesem trat der junge Mann und klagte ihm seine Noth. Das Roß erhob seinen Kopf sachte und sprach:

„Siehst Du, warum hast Du mir nicht gefolgt? — Doch ich will Dir helfen."

Es beschrieb ihm nun ein Schloß und den Weg dahin, wo er im Stalle neben den schönsten Pferden ein altes verkrüppeltes Roß finden werde. Dieses möge er nehmen und zum Könige führen, denn dieses habe das Hufeisen verloren. Der Jüngling machte sich sogleich auf den Weg nach jenem Schlosse und fand dort ein altes mißgestaltetes Pferd, das nur drei Hufeisen hatte. Die Wahl that ihm weh, denn rechts und links daneben standen prächtige Thiere, aber diesmal blieb er eingedenk der Worte des alten Schimmels. Er führte das mißgestaltete Pferd aus dem Stalle, bestieg es, und o Wunder, wurde das herrlichste Roß, das er je gesehen, und

das er nun dem Könige brachte. Dieser bewunderte es und freute sich außerordentlich darüber, aber er gab sich noch nicht zufrieden.

„Bring mir nun auch den Vogel, von dem die goldene Feder herrührt!“ rief er dem Stallknechte zu, und wieder kam dieser in seiner Bedrängniß zum alten Schimmel im Stalle.

„Ich will dir helfen“ sprach dieser, „in jenem Schlosse wirst Du ein großes goldenes Vogelhaus und darin ein altes, halbtodtes, garstiges Vögelein finden. Nimm dies und bringe es dem Könige. Ringsum sind schöne singende Vögel, um diese aber kümmere Dich nicht.“

Joseph folgte dem Rathe; er begab sich wieder in das Schloß, fand den alten Vogel im Käfig, und obgleich herrlich singende wunderschöne Vögel sich ringsnm befanden, nahm er doch nur dieses halbtodte Vögelein mit sich. Doch kaum hatte er das Schloß verlassen, so war es der prächtigste Vogel mit goldenen Federn, den er trug und der so süß sang, daß er ganz des Weges vergaß und nur ungern das Thier dem Könige gab, als er bei demselben angekommen war.

Der König war auch diesmal überaus erfreut, aber noch immer nicht befriedigt, da er aber über die Herkunft der Haarlocke nichts Näheres wußte. Diese Locke mußte von einer Prinzessin sein, und „wenn Du mir diese Prinzessin nicht zur Stelle schaffst“, sprach er zum Stallknecht, „so bist Du dennoch des Todes!“

Traurig begab sich der Jüngling wieder zu seinem Schimmel und getreuen Rathgeber. „Geh noch einmal in jenes Schloß“, sprach dieser, „es ist verzaubert

die Prinzessin dort zu finden. Du wirst vier Zimmer sehen und diese durchschreite; im ersten Zimmer wird Dir eine Prinzessin von wunderbarer Schönheit entgegentreten, eine noch schönere im zweiten und ein wahres Bild von Schönheit im dritten. Laß Dich aber nicht verlocken. Im vierten Zimmer triffst Du ein häßliches Mädchen an mit einem Kropfe und einem Höcker. Diese nimm und führ' sie dem Könige zu." Josef folgte auch diesem seltsamen Rathe; er begab sich in das Schloß und als er die schönen Jungfrauen und schon gar die im dritten Zimmer sah, hätte es diese ihm beinahe angethan, doch er gedachte der Treue des alten Schimmels und seiner stets guten Rathschläge. Da trat er in's vierte Zimmer und nahm die häßliche Jungfrau, welche er darin fand, mit sich. Als er aber mit ihr aus dem Schlosse trat, war sie schöner und lieblicher, als alle Anderen zusammen, und mit vielem Herzeleide geleitete er sie zum Könige, welcher sie sogleich für seine Braut erklärte und dem Stallknechte seine volle Zufriedenheit ausdrückte.

Der König sollte nun Hochzeit halten, und es wurden hiezu großartige Vorbereitungen getroffen. Weil aber der Stallknecht die Prinzessin gebracht hatte und ein hübscher Jüngling war, so war der König gar bald auf ihn eifersüchtig, noch bevor die Hochzeit vollzogen wurde, und da er sich seiner Eifersucht nicht erwehren konnte, beschloß er den Tod seines Stallknechtes. Nun war freilich Josef erschrocken wie nie zuvor, denn es gab nun keine Rettung.

In Ansehung der guten Dienste, die er geleistet, wurden ihm noch drei Tage Bedenkzeit und die eigene

Wahl der Todesart zugestanden. Niedergeschlagen und tiefbetrübt schlich er zu seinem Schimmel und klagte ihm seine Noth und daß der König seinen Tod beschlossen hätte. Aber auch diesmal tröstete ihn das kluge Thier und sagte: „Rathe dem König, er soll einen so großen Kessel machen lassen, daß Du mit mir durchreiten kannst. Dieser Kessel soll bis zum Rande mit Milch gefüllt und unter demselben ein starkes Feuer angezündet werden, bis die Milch siedet. In diese siedende Milch aber spring mit mir hinein.“ Der König ging darauf ein, war ihm doch die Todesart, durch welche der Jüngling umkommen sollte, ganz gleichgiltig, wenn er ihn nur aus dem Wege räumen konnte.

Drei Tage darauf stand der Kessel mitten im Hofe des Palastes, ein tüchtiges Feuer brannte darunter und die Milch brodelte bereits im Sieden. Der König mit seinem Hofe war zugegen, da bestieg Josef seinen alten Schimmel und sprang mit einem Satz in die siedende Milch. Aber siehe, sein Roß trug ihn unversehrt durch die wallende Flüssigkeit, beide sprangen wieder heraus und waren wie von einem wunderbaren Bade erfrischt und verjüngt. Josef war anzuschauen wie der schönste Prinz, sein Schimmel aber wie das herrlichste Pferd.

Neid und Eifersucht erfaßten da den König, als er dieses sah, er ließ seinen trefflichsten Renner vorführen, bestieg ihn und sprang in den siedenden Kessel, doch Roß und Reiter versanken, verbrannten jämmerlich und gingen elend zu Grunde.

Der ganze Hof aber und die Edeln des Landes wählten nun den Jüngling zum Könige und krönten

ihn mit der goldenen Krone. Dem Verbrannten gönnte man sein Schicksal, denn er hatte alle bedrückt und gepeinigt. Die schöne Prinzessin aber reichte ihrem Erlöser nun die Hand und bald fand die fröhliche Hochzeit des schönen Paares statt. Auch des Schimmels wurde nicht vergessen; der junge König blieb ihm dankbar sein ganzes Leben.

III.

Die drei Brüder.

Das ist nun lange her, da lebte im Mittellande der Steiermark ein Vater, der hatte drei Söhne. Da der Vater alt war und seine Wirthschaft ordentlich zu führen sich schon zu schwach fühlte, wollte er dem Jüngsten, Hansel mit Namen, Haus und Grund übergeben, denn diesen Sohn hatte er am liebsten, weil er gar so gutmüthig und folgsam erschien. Hansel aber war etwas schwachsinnig, und deßwegen mochten ihn die beiden andern Brüder nicht leiden, ja sie nannten ihn sogar einen „Trottel“ (d. h. einen blödsinnigen Menschen). Daß Hansel gar Haus und Hof erhalten solle, war dem mißgünstigen Brüderpaare natürlich höchst unangenehm, und sie ließen nicht ab, den Vater zu bestürmen, er möge es dem Zufalle oder dem Glücke überlassen, wem von ihnen die Wirthschaft zu Theil werde, und zwar machten sie folgenden Vorschlag: Der Vater möge jeden von ihnen in die Fremde schicken, und wer nach genau einem Jahre den schönsten und besten Preis mit nach Hause brächte, der solle Herr sein von Haus und Feld,

— diesen Preis aber möge der Vater nach Gutdünken bestimmen.

Der Alte, schon um den Streit ein Ende zu machen, war's zufrieden. „Wer mir die schönsten Schuhe nach einem Jahre mit heimbringt," sprach er, „dem sei der Lohn zugedacht." Die Brüder aber machten sich auf den Weg und zogen in die Ferne.

Auch Hansel zog seiner Wege, ohne zu wissen wohin, unbekümmert um die Richtung, welche er einschlug. Er war nicht lange gewandert, so kam er zu einem Felsen, der breit und mächtig vor ihm stand. Halb unbewußt klopfte er an das Gestein und zu seinem Erstaunen ertönt ein „Herein!" hinter der Steinwand. Ein gelinder Druck und dieselbe öffnet sich und zeigt ein schönes Gemach, mit vielen Büchern in dem auf einem Herde von weißem Marmelstein eine Katze auf rothsammtenem Polster ruthe. „Was ist dein Begehr?" fragte ihn dasThier mit menschlicher, freundlicher Stimme. Hansel antwortete: Ich suche einen Dienst für ein Jahr und um den Lohn von ein Paar Schuhen, wie man sie nicht schöner zu finden vermag." — „Du kannst hier bleiben," sprach die Katze, „und deine Arbeit sei, mir die Bücher und den Polster abzustauben." Damit wies sie ihm zugleich einen Tisch an, zu dem er, wenn er Hunger und Durst hatte, nur zu sagen brauchte: Tischl deck Dich"! so stand Speise und Trank darauf, auch versprach sie ihm am Ende seiner Dienstzeit die gewünschten Schuhe.

Als nun das Jahr um war, bat Hansel um seinen Lohn. Da sagte die Katze zu ihm: „Geh hinaus in die Rußkammer (Rumpelkammer), dort stehen oben auf dem

Brete ein Paar alte verschimmelte Schuhe, nimm sie und geh zum nahen Bache, wo Du sie so lange waschen sollst, bis sie glänzen.“ Hansel dachte nicht lange darüber nach und that, wie ihm geheißen. Lange wusch er die Schuhe, aber sie wollten nicht glänzen, da ritzte er zufällig einen mit dem Fingernagel und siehe, es glitzerte goldig hervor; die Schuhe waren eitel gold, dann hatten sie auch die Eigenschaft, denjenigen der sie anzog, mit einem Schritte meilenweit zu tragen.

Inzwischen waren die Brüder durch die Welt und nach Hause gekommen; jeder hate ein paar Schuhe, die ihm die besten und schönsten zu sein dünkten, vom trefflichsten Leder waren und prächtig glänzten, mitgebracht. Einen Tag nach ihnen, denn er hatte sich beim Waschen versäumt, kam Hansel, Mit seinen Schuhen konnten sich die andern zwei Paare nun freilich nicht messen und der Vater sprach: „Dem Hansel gehören Haus und Hof. Ihr habt nie was auf ihn gehalten, aber seine Schuhe sind gar gülden.“ Die Brüder aber sträubten sich dagegen. „Eh wir das angehen lassen, gehen wir lieber noch ein Jahr in die Fremde,“ sprachen sie, und der bedrängte Vater mußte endlich nachgeben. Er bestimmte also wieder einen Preis und verlangte den schönsten Krug. „Wer diesen heimbringt, dem gehört die Wirthschaft.

Die Brüder zogen nun wieder aus. Hansel aber begab sich zu dem Felsen, er traf die Katze wieder an und erbat sich als Dienstlohn den schönsten Krug. Als das Jahr um war, sprach die Katze zu ihm: „Geh in die Rußkammer, dort steht auf dem Brette ein alter Krug, nimm ihn und wasche ihn am Bach und zwar

dreimal, dann koste, ob das Wasser daraus schon gut zu trinken ist." Hansel fand den Krug, er wusch ihn dreimal und, o Wunder, als er das Wasser kostete, trank er den besten Wein daraus, so daß er berauscht einschlief. Als er erwacht war und wieder zur Katze zurückkam, fragte sie ihn, wo er so lange gewesen. Er erzählte, was ihm begegnet. „Nimm den Krug," sprach sie zu ihm und eile so schnell als möglich nach Hause." Der Krug aber war nun ganz aus Karfunkelstein und glitzerte und funkelte nur so in der Sonne. Hansel dankte und eilte heim, kam aber doch zwei Tage zu spät an, und die Brüder hatten sich schon gefreut, daß er gar nicht wieder kommen werde. Freilich hatten sie schöne Krüge mitgebracht, mit Vögeln und Blumen bemalt, aber was war dies Alles gegen Hansel's Krug. Wieder sprach ihm der Vater Haus und Hof zu, wieder aber sträubten sich die Brüder dagegen. „Nun denn," sagte der Vater, „zieht noch einmal, zum letzten Male aus, und wer mir den schönsten und besten Tisch bringt, der wird diesmal unwiderruflich die Wirthschaft erhalten."

Hansel ging getrost wieder zu dem Felsen und diente der Katze ein Jahr lang um einen schönen Tisch. Als das Jahr um war, sprach die Katze: „In der Rußkammer steht ein altes Tischlein, nimm dies, säubere es und behalte es als Lohn." In der Kammer fand Hansel wirklich das Tischchen, es war schwarz und unansehnlich und als er dasselbe beim Bache wusch, wollte es durchaus nicht schöner werden. Zornig fing er an heftiger und immer heftiger zu schaben und zu kratzen und plötzlich sah er helles Gold und Edelsteine durchschimmern, woraus der ganze Tisch zusammengesetzt war.

Dann hatte aber der Tisch auch die wunderbare Eigenschaft, daß man nur zu sagen brauchte: „Tischl deck Dich!" so stand an Speisen und Getränken darauf, was man begehrte. Allerdings hatte sich diesmal Hansl beim Säubern und Waschen um drei Tage versäumt. Als er nach Hause kam, hatten die Brüder schon zwei kunstvolle Tische gebracht, aber keiner war so schön und hattte eine so treffliche Eigenschaft wie der Tisch Hansel's.

Die Brüder waren aber auch diesmal unzufrieden, sie wollten durchaus nicht, daß der blöde Hansel Herr des Hauses werde und sie ließen dem Vater keine Ruhe Der schwache Mann gab noch einmal nach. „Geht hin," sprach er „und sucht Euch jeder eine Braut. Wer die schönste Jungfrau nach Hause bringt, dem gehört Grund Haus und Hof." Die Brüder glaubten diesmal schon gewonnen zu haben, denn Hansel war blöd und auch recht garstig, und daß er eine schöne Jungfrau als Braut mit heimbringen würde, glaubte keiner, wohl aber schien ihnen dies ein Leichtes, denn sie waren wohlgestalt und hübsch.

Hansel wanderte diesmal getrost zur Katze in dem Felsen, welche ihm jedesmal geholfen, und erbat sich als Jahreslohn eine schöne Jungfrau. Als das Jahr um war und er um seinen Lohn zur Katze trat, sprach diese: „Willst Du, Hansel, die schönste Braut mit heimführen, so mußt Du mich jetzt erwürgen." Hansel aber wehrte sich heftig dagegen und rief in Thränen: „Nein, nein, das kann ich nicht thun, Dir kann ich kein Leid zufügen, die Du mir so viel Gutes gethan." Die Katze aber sprang ihm wie wüthend auf diese Worte hin in's Ge=

sicht, kratzte ihn blutig und richtete ihn so zu, daß er, seiner selbst nicht mächtig, das Thier packte und ihm den Hals umdrehte. In diesem Augenblick aber erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag, daß die Erde erbebte, und Hansel befand sich in einem prächtigen Pallaste, vor ihm aber stand die schönste Prinzessin und sprach mit süß-melodischer Stimme: „Du bist mein Erlöser und darum auch mein Bräutigam.“ Nun ward es auch hell in Hansel's Verstande und er wurde an Geist und Leib wie umgewandelt, ein schöner kräftiger Jüngling, gekleidet wie ein Prinz stand er vor der holden Jungfrau. Diese aber gab ihm nun eine Ruthe in die Hand und führte ihn durch alle Säle und Gemächer des Schlosses, das so lange verwunschen gewesen war und in dem er viele Menschen und Thiere im tiefsten Schlafe liegen sah. „Nimm die Ruthe und berühre Jedes damit,“ sagte die Prinzessin; er that es und jedes erwachte davon. Zahlreiche Dienerschaft umgab bald die Beiden, welche ehrerbietig der Befehle des Paares harrte. Und auf das Geheiß der Prinzessin brachten sie nun kostbare Gewänder und Gewaffen und schmückten den Bräutigam. So fuhren dann Beide mit einem goldbeschlagenen Viergespann und von vier anderen Wagen begleitet, in denen sich die Dienerschaft befand, zum heimatlichen Hause.

Die Brüder waren seit vier Tagen mit ihren Bräuten anwesend und freuten sich schon über Hansel's vermeintlichen Tod. Freilich überstrahlte nun an Liebreiz und Schönheit die Prinzessin die beiden anderen Jungfrauen und der Vater weinte vor Freuden. Hansel

vergalt aber Böses mit Gutem, er überließ das Vaterhaus sammt Grund und Feld den Brüdern und sprach zu ihnen: „Mögt Ihr darin mit Euren Gattinnen glücklich." Den Vater aber nahm er mit auf sein Schloß, und dort lebten sie lange glücklich und zufrieden bis zu ihrem gottseligen Tode.



Inhalt.

	Seite
Ein Dreikönigsspiel im steirischen Wechselgebiete	1
Der Fasching im steirischen Alpenlande und in dessen Grenzgebiete	9
Ein Passionsspiel aus Obersteiermark	22
Steirischer Volksbrauch in der Charwoche und zur Osterzeit	38
Pfingstbräuche im steirischen Alpenlande	50
Das St. Nicolaus-Spiel im steirischen Ennsthale . . .	61
Weihnachtsglaube und Weihnachtsmärchen aus Steiermark	71
Bauernspiele und Volkskomödien im Alpenlande	78
Das obersteirische Reiftanzspiel	100
Gespenstergestalten im steirischen Volksglauben	113
Wie man in Steiermark ißt und trinkt	129
Die Volkstrachten in Steiermark	148
Verlobung und Trauung in Steiermark	158
Spiele und Volksbelustigungen in Steiermark	168
Der Dichter des Dachsteinliedes	181
Kinder und Volksmärchen aus Steiermark	203





